

Abonnements-Bedingungen:
Abonnement Preis vierteljährlich 3,00 M., monatlich 1,10 M., wöchentlich 25 Pf., frei ins Haus.

Vorwärts

Die Intentions-Gebühr
Beitrag für die sechsgehaltene Notarstelle oder deren Raum 60 Pf., für politische und gemeindefürliche Ausschüsse und Berathungsausschüsse 80 Pf., „Kleine Anzeigen“, das erste Wort 10 Pf., jedes weitere Wort 5 Pf., (zweites Wort 10 Pf., drittes Wort 15 Pf., viertes Wort 20 Pf., fünftes Wort 25 Pf., sechstes Wort 30 Pf., jedes weitere Wort 10 Pf., jedes weitere Wort 5 Pf., Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1982.

Montag, den 26. Januar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1982.

Vom Krückstock zur Reitpeitsche.

Auf einer Junkerversammlung in Thorn hat dieser Tage der Erz- und Urjunker Oldenburg-Kanuschau Trommel und Krückstock „die großen preussischen Kulturträger“ genannt. Trommel und Krückstock — wem geht da nicht das Herz auf? Das von dem Kanuschauer gelobte Instrument ist ja beiseite nicht die geistreich lebendige Trommel, auf der der Tambour Legrand Heinrich seine die Marschallische und das Ca ira vortrommelte, sondern es ist das rüchtern, stumpfsinnige Halbfeil, bei dessen arme Teufel von gepörschten Soldnern durch die Spieße gejagt wurden und das mit brutalem Rasseln an dem nun schon historisch gewordenen 28. November das Echo des Schloßplatzes von Zabern wedte. Und der gepörschte Stock ist jener Krückstock, den Friedrich Wilhelm I. höchstselbständig auf dem Rücken Potsdamer Bürger tanzen ließ und mit dem ebenso höchst eigenhändig Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Kriege verdiente bürgerliche Offiziere aus den Reihen seines junkerlichen Offizierkorps austrieb.

Ja, Trommel und Krückstock sind schon die rechten Sinnbilder für die mehr als eigenartige „Kultur“, die seit Jahrzehnten die Welt mit preussischem Värm und preussischen Brügeln erfüllt. Aber der Freund des Kronprinzen hätte es bei Trommel und Krückstock nicht bewenden lassen sollen. Auch der mit Sand gefüllte, an beiden Enden mit Eisenklüden versehene Gummischlauch, den Genosse Wolfgang seine am Donnerstag im Reichstage als Angriffswaffe eines Streifbrüchlers vorzeigte, auch er gehört zu den „preussischen Kulturträgern“. Und wie sieht es mit der Reitpeitsche? Insofern wenigstens sind unsere ostelbischen Junker der Entwicklung der letzten Jahrhunderte gefolgt, als ihre Brügellust nicht mehr zum veralteten Krückstock, sondern zur modernen Reitpeitsche greift.

Wo ist auch die Reitpeitsche ein preussischer Kulturträger. Dazu ein kennzeichnendes Geschichtchen.

Vor einer Reihe von Jahren hatte der Landrat des Kreises Westpreignitz eine neugebaute Chaussee abzuschneiden. Als feudaler Herr ritt er deshalb zu dem einen Endpunkt der Landstraße, einem Dorf, wo er mit Herrn v. Bodbielski — nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt — und mit Herrn v. Petersdorf zusammentraf. Da der Landrat die Einladung des Herrn v. Bodbielski annahm, die Befestigung der Chaussee in dessen Wagen zu vollziehen, übergab er sein Pferd in besagtem Dorf einem Schmiedelehrling zum Halten. Die Herren rollten in ihrer Kalesche von dannen und der Lehrling führte das Pferd, seinem Auftrage getreu, auf und ab. Aber die Zeit verstrich, es wurde später, als man gedacht, und da der junge Mensch kein Mittagsmahl halten sollte, übernahm der Schmiedemeister selbst die Gut des Gales. Alter Kavallerist, der er war, wurde er von den Umstehenden genadelt und aufgefordert, seine Reitkünste doch einmal zu zeigen, und nach manchem Hin und Her sah der Schmiedemeister wirklich oben. Aber in dem Augenblick kamen die gestrengen Herren zurück, und als der Herr Landrat den Sattel, den sonst ein alter Herr der Bonner Vorüssen mit seiner Sitzfläche zu berühren pflegte, durch ein schlichtes bürgerliches Geißel entweicht sah, packte ihn grimmer Zorn. Unerschämtheit! Herunter der Kerl! Und ritsch! ratsch! klitsch! klatsch! kaufte die Reitpeitsche des Kreisgewaltigen auf den Schmiedemeister nieder, um dem Verdächtigten das Bewußtsein seiner „gottgewollten Abhängigkeit“ wieder beizubringen.

Wer der schmeidige Landrat mit der hurtigen Reitpeitsche war?

Ja, warne Neugierige! Denn er hieß Traugott von Jagow, und wer wissen will, was aus ihm geworden ist, mag am Alexanderplatz anklopfen und nach dem Polizeipräsidenten von Berlin fragen!

Begreift man nun, weshalb Herr v. Jagow der Kanzlerkandidat der junkerlichen Verzweiflungspolitiker ist? Versieht man jetzt, warum Herr v. Seydewitz noch Großes von diesem „außerordentlichen Beamten“ erwartet?

Zwar sind die Konservativen — so sagen sie! — mittelstandsfreundlich, und es ist sicherlich eine eigene Art, dem Mittelstand auf die Beine zu helfen, wenn man ihn mit der Reitpeitsche vom Gaul herunterbrügelt. Aber das macht beinahe fast gar nichts! Herr v. Jagow hat schon mit jener Brügellust in der Westpreignitz im wahrsten Sinne des Wortes schlagend bewiesen, daß er der „starke Mann“ nach dem Herzen der ostelbischen unter den Edelbüren ist, wenn er auch nachher dem braven Schmiedemeister ein paar blaue Lappen als Plaster auf die Striemen klebte. Schon damals hat dieser Sproß udermärkischer Granden darzulegen, daß es nichts zu sagen hat, wenn er im Wappen ein rotes Rad mit sechs Speichen führt, denn dieses Rad dreht sich rückwärts, und der Wappenträger selbst lebt und webt in den Vorstellungen wenigstens des achtzehnten Jahrhunderts, das den Unter-

tanen mit dem Krückstock regierte — nur daß es, wie gesagt, heute die Reitpeitsche tut. Und das ist die Auffassung, die nach der Meinung der Krautjunker ein Reichskanzler von dem Wesen des Staates im zwanzigsten Jahrhundert haben muß.

Wie kümmerlich steht, mit dieser Elle gemessen, der Herr v. Behnmann Hollweg da? Wir wissen es nicht, aber wir legen die Hand dafür ins Feuer, daß er noch nie einen Menschen mit der Reitpeitsche behandelt hat und daß er sich sogar Rechtsbedenken und Gewissenskrüpel machen würde, es zu tun. Ein solcher Schwächling ist natürlich nicht am Platze, wenn Mars die Stunde regiert. Darum fort mit ihm! Und Jagow vor die Front! Und vergiß nicht, zum Regieren die Reitpeitsche mitzubringen!

Aber die Sache selbst hat doch einen Haken, den die Junker vielleicht nicht recht bedacht haben. Zwischen dem zwanzigsten und dem achtzehnten Jahrhundert klafft ein gewaltiger Abgrund, und wenn sich damals das Volk demütig unter den Krückstock feudaler Despoten duckte, so könnte es heute die Reitpeitsche, mit der es von einem edlen Herrn bedroht wird, über dem Knie zerbrechen und auf den ersten besten ostelbischen Düngerhaufen schleudern.

Und den edlen Herrn hinterdrein!

Auf Jagows Spuren.

Die „Kreuzzeitung“ veröffentlicht am Sonntag wieder eine Art von „Rechtsgutachten“, das genau wie das verächtliche Exposé des Berliner Polizeipräsidenten den Zweck verfolgt, den zuständigen Behörden den Weg zu weisen, auf dem sich eine Verurteilung der Zaberner Offiziere vermeiden läßt. Der Einsender setzt vor seinen Namen diesmal allerdings kein Dr. jur., und die „Kreuzzeitung“ vermeidet es auch, in einer reaktionellen Einleitung die Leser mit dem amtlichen Charakter des Schreibers bekanntzumachen, wie sie es im Falle des Herrn v. Jagow getan hat. Es steht da ganz einfach: Lindenbergl. Aber nicht jedem beliebigen Lindenbergl wird das führende Organ der Militärpartei seine Spalten zu juristischen Erörterungen öffnen, es muß schon ein Lindenbergl von Qualifikationen sein, wie sie zum Beispiel der Präsident des Straffenats beim Preussischen Kammergericht besitzt.

Trifft unsere Vermutung zu, so ist es dann freilich recht interessant, zu hören, was dieser hohe preussische Justizbeamte zu sagen hat:

Mit schwerer Sorge erfüllt es den Vaterlandsfreund, daß der Reuter-Prozess vor dem Zivilgericht in Zabern eine, wenn nicht gar mehrere Wiederholungen scheint erleben zu sollen. Welcher Zweck mit einer solchen Wiederaufführung des ominösen Prozesses verfolgt wird, kann dem Einsichtigen nicht zweifelhaft sein. Und daß dieser Zweck erreicht wird, ist nach den mit den Zaberner Justizbeamten an herkömmlich gemachten Erfahrungen gleichfalls nicht unwahrscheinlich. Es ist daher Pflicht der vaterländischen Presse, die Öffentlichkeit an die Befugnisse zu erinnern, die den Militärbehörden durch die §§ 1 und 6 des preussischen Gesetzes vom 18. Februar 1854 eingeräumt sind (folgt der Wortlaut dieser Paragraphen).

Da Herr Oberst v. Reuter preussischer Offizier, das Regiment Nr. 99 ein preussisches Regiment ist, findet ungewissheit das Gesetz von 1854 auch im vorliegenden Fall Anwendung. Daß dem Herrn Obersten eine Ueberbreitung seiner Amtsbefugnisse nicht zur Last fällt, ist durch das Urteil des Kriegsgerichts rechtmäßig festgestellt.

Was Lindenbergl Wiederholungen des Reuter-Prozesses nennt, sind die Verhandlungen über die Schadenersatzklage, die die fälschlich angegriffenen Zaberner Zivilpersonen und der Schuster von Zeitweiler gegen den Oberst v. Reuter und den Leutnant v. Jörstner angestrengt haben. Der Senatspräsident will dieses Verfahren inhibieren sehen und macht die „Vaterlandsfreunde“ auf das Gesetz betreffend die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen wegen Amtes- und Diensthandlungen vom 18. Februar 1854 aufmerksam.

Es ist dasselbe Gesetz, auf das sich auch Herr v. Jagow berief. Der Unterschied ist nur der, daß Herr Lindenbergl es wirklich gelesen hat und infolgedessen sich nicht der groben juristischen Schamberschuldig macht, mit denen sich der Berliner Polizeipräsident bis auf die Knochen hamierte. Das einzige, worüber rechtliche Zweifel bestehen können, ist die Frage, ob das preussische Gesetz in dem vorliegenden Falle überhaupt anwendbar ist. Der Oberlandesgerichtspräsident v. Gamm hat diese Frage in seinem viel zitierten Artikel in der letzten Nummer der „Deutschen Juristenzeitung“ verneint, aber so gut man der preussischen Verordnung von 1899 für die im Einsatz stehenden preussischen Truppen Rechtskraft zuerkennt, so gut wird man auch die reichsgesetzlich nicht beseitigten Bestimmungen des preussischen Konfliktgesetzes für gültig halten.

Doch die formal-juristische Seite der Sache ist ja nur von untergeordneter Bedeutung. Auch über den allgemein reaktionären Charakter des Gesetzes, das zu denen gehört, mit deren Hilfe in den fünfziger Jahren die preussische Verfassung nach rückwärts redigiert wurde, soll hier nicht gesprochen werden. Das wichtigste ist, daß einer der höchsten preussischen Juristen sich

bemüht, den ordentlichen bürgerlichen Gerichten die Möglichkeit zu nehmen, die Vorgänge von Zabern vor ihr Forum zu ziehen und dabei am Ende zu einer anderen Beurteilung der Dinge zu gelangen als das Kriegsgericht der 90. Division.

Begegenwärtigen wir uns die Sachlage: Das Militär geht vor, gestützt auf eine Vorschrift, deren Rechtmäßigkeit selbst vom deutschen Reichskanzler bestritten wird. Zivilpersonen werden verletzt und werden ihrer Freiheit beraubt, ohne daß auch nur die tatsächlichen Voraussetzungen für das Einschreiten auf Grund jener rechtungswidrigen Vorschrift gegeben gewesen wären. Das Gericht schickt sich an, ihre Schadenersatzanträge zu prüfen. Da erhebt ein Senatspräsident beim Kammergericht seine Stimme, um die Militärbehörde auf ihre Befugnis (wohlgemerkt: es besteht nur eine Befugnis und keine Pflicht) zur Erhebung des Kompetenzkonfliktes aufmerksam zu machen.

Und damit noch nicht genug! Er verstärkt seine Mahnung, indem er mit aller Deutlichkeit die Objektivität der Zaberner Justizbeamten anzweifelt. Denn was will es anders besagen, wenn er ausführt, daß der Zweck einer Wiederaufhebung des Reuter-Prozesses nach den mit den Zaberner Justizbeamten außerordentlich gemachten Erfahrungen wahrscheinlich erreicht werde?

Wahrhaftig: wir haben es in Preußen weit genug gebräut!

Krupp-Bestechung stinkt nicht.

„Im übrigen habe ich Geld bekommen, aber daran habe ich nichts gefunden, denn alle, die mit Krupp in Verbindung stehen, bekommen Geld.“

Leutnant Hinst.

Bestechungsgelder, die von Krupp kommen, stinken nicht, dachte der Leutnant Hinst, und er nahm deshalb mit offenen Händen, was ihm Brandt an Goldstücken zuschob. „Geld spielte bei Brandt gar keine Rolle“, meinte er, und Geld kriegen ja alle, die mit Krupp in Verbindung stehen. So dachte auch die Schleuder, Schmitt und Pfeiffer, als sie die Kruppschen Zwangsmärkte und, je nachdem, auch einen blauen Lappen in ihrer Wertentafel verhängen ließen. Nur ein weltfremder Mensch, wie Kriegsgerichtsrat Dr. Wolf, konnte bei der ersten Kriegsgerichtsverhandlung über den „entsetzlichen Treubruch“ der Leutnants zeichnen und von dem an ihnen verübten Schmierhieb behaupten, es stinke zehn Meier gegen den Wind nach Bestechung. Aber wenn damals, im August vorigen Jahres, auch das Kriegsgericht durch die Verurteilung von vier der Angeklagten wegen Bestechung unter die weltfremde Auffassung des Kriegsgerichtsrats sein Siegel drückte, so hat jetzt doch die höhere Ansicht und Einsicht des welt- und krupplindigen Leutnants Hinst triumphiert. Verwandelte doch das Oberkriegsgericht die entsetzenden Gefängnisstrafen der Bestochenen in harmlos handesgemäßen Sündenarese.

Genieß waren die Leutnanten dafür geschnürt worden, daß sie dem Geschäftsgenossen der Firma Krupp militärische Geheimnisse verraten hatten — aber der Verurteiler wollte in allzu verführerischer Gestalt! Und dann hat das Oberkriegsgericht „geglaut“, so milde Strafen verhängen zu können, weil die Angeklagten sämtlich nicht aus einer überlegten und strafbaren Absicht gehandelt haben. Wie sollten sie auch! Die Leutnants dachten mit Hinst, wo alles geschnürt wird, was mit Krupp in Verbindung steht, brauchen wir nicht spröde zu tun! Und sie haben recht behalten, denn sie dürfen ja, sofern sie nicht in besser bezahlte Beamtenposten bei Krupp einrücken wollen, trotz ihrer Verächtlichkeit auch fernerhin preussische Offiziere bleiben!

Der „vornehme Rod“ ist ein merkwürdiges Ding. Der Jurist eines Zaberner Schulbüren kann ihn beschnüpfen, daß er nur mit Blut abzuwaschen ist, aber die schmutzigsten Handlungen seiner Träger färben nicht auf ihn ab! Wer hatte bis dahin geglaubt, daß ein Offizier, dem vor Gericht Bestechung nachgewiesen worden ist, in Preußen des „Königs Rod“ weiter tragen könne? Der Leutnant Schleuder hat — er selbst hat das zugegeben — von Brandt häufig ein zehn- oder zwanzigmarktes in die Hand gedrückt bekommen, zusammen wohl 200 M., er hat dafür dem Kruppogenen wichtigste Geschäftsgeheimnisse verraten, die er als strengste Dienst- und Militärgeheimnisse zu hüten hatte — — — und er kriegt dafür nur Stubenarese aufgebremmt. Bei den Schmitt und Hinst war es nicht anders, und auch sie bleiben Träger des vornehmsten Rodes! Und da Brandt es des hantsprecherischen Besatzungsbrüdes, um die Ehre des vornehmsten Rodes gegen die Juristen eines Schwarzes Jugendlicher zu schützen! Als ob der Offiziersrod in Zabern besudelt worden wäre und nicht ganz wo anders!

Nicht aus einer „überlegten und strafbaren Absicht“ heraus sollen die Angeklagten gehandelt haben. Was sich die Angeklagten bei der Geschichte dachten, hat ja Leutnant Hinst so kläglich ausgesprochen: Ja, ich habe Geld genommen, aber darin fand ich nichts, denn Krupp schmeit mir alles, was mit ihm in Verbindung steht. Ob Hinst dabei nur an das ungläubliche Traktierhitem gedacht hat, das die gottfreie Firma Krupp in Essen Offizieren und Feuerwerkern gegenüber übte, und zwar wieder ganz nach der Devise: „Geld spielt bei Krupp gar keine Rolle“, mag dahingestellt bleiben. Aber mit so großem Recht die Angeklagten sich immer auf das Kruppsche System berufen möchten: für das Oberkriegsgericht bildete die Anerkennung dieses Willkürumstandes zugleich die



Anerkennung jenes alles zerstörenden Korruptionssystems, das man doch bisher ebenso kampfhaft wie vergeblich zu leugnen bestritten war. Freilich, wenn man nicht diesen Milderungsgrund gelten läßt, gibt es überhaupt keinen!

Denn daß die bestochenen Werkzeuge Brandis nicht gewagt haben würden, was sie taten, hätte sie einfach für Trottel erklären. Es existiert ebendrin aber auch der bündigste Beweis dafür, daß sie ihr Verzeihenband nicht im somnambulen Zustand veräbten. Deutlich ist es zu sehen, daß die in traurigen Stunden von den Lebensdiensten erzählte, die er dem Brandis gegenüber das Gold leistete. Diese Geschichte war eine schlichte Frau aus dem Volke, um mit Kriegsgerichtsrat Dr. West zu sprechen, und keineswegs ungewöhnlich intelligent. Aber was ihr Schleuder erzählt hatte, das hatte selbst sie sehr gut begriffen, schrieb sie doch in dem bekannten Brief an ihren „verliebten Stint“:

„Du scheinst keine Gedanken zu haben, wie schlimm die Sache werden könnte. Es würden dann doch außer Brandis auch noch andere Personen mit hineingezogen werden, es würde zu einem Weltandal kommen. Glaubst Du, daß die kleinen Fabrikanten sich das gefallen lassen, wenn sie sich doch alle geschädigt werden.“

Dieser Brief war doch nur der Niederschlag, das Echo der Schleuderschen Darstellung. Schleuder wußte also ganz genau, worauf die Brandische Spionage hinauslief und wofür ihm Brandis das Gewissen durch Zehn- und Zwanzigmarkstücke beschwichtigte. Und trotzdem verriet die altnummerslose geschmierte Jugentnarrs die strengsten Dienstgeheimnisse nicht aus überlegener und strafbarer Absicht heraus.

Nun, wir Gegner unseres Militarismus können es nur mit diabolischem Schmunzeln begrüßen, wenn solche Offiziere unserem Militarismus erhalten bleiben. Wenn unsere höchsten Kriegsgerichte kein Gefäß dafür haben, daß durch die Zugehörigkeit solcher Leute zum Offizierskorps die Ehre des „vornehmsten Rodes“ ärger angefaßt wird, als durch tausend einem Fortuner oder Reuter veranlassete Skandalmisiken, so mögen ihnen unferthalben die Götter diese Blindheit ewig erhalten!

Nur bleibe man aus dem erst recht mit der Redendart vom vornehmsten Rode und der besonderen Offizierschere gefälligst vom Leibe. Könnte man sich doch auch ohne das erstaunliche Urteil des Oberkriegsgerichts schon allerlei Gedanken machen. Hatte man doch z. B. noch kein Wörtchen davon gehört, daß gegen den Major a. D. v. Wangermann das ehrengerichtliche Verfahren eingeleitet worden sei. Woraus zu folgern ist, daß es sich mit der Offizierschere verteilen muß, sich von einer Annoncenfirma mit 4800 M. jährlich dafür bezahlen zu lassen, daß man als vorgeblich unabhängiger Militärschriftsteller Reklame für Krupp-Geschütze macht! Aber auch von einem Ehrengerichtungsverfahren gegen den Hauptmann a. D. v. Meyen hat man noch nichts gehört. Das famose Schöchergericht dieses Offiziers a. D., das doch seinerzeit die ganze bürgerliche Presse samt den Herren Krupp-Verteidigern mit ganzen Räubeln verächtlichen Spottes überzog, scheint demnach auch nicht mit der Offizierschere zu kollidieren! Der Sauberständige für prozentpatriotische Geschäftsmoral und Offizierschere, Herr v. Gottberg, hat ja Herrn v. Meyen wegen widererwarteten Wohlverhaltens gegen die Annoncenfirma Generalparolen gewährt!

In dem Urteil erster Instanz hieß es: „Das Wort Befehung hat bei uns einen üblen Klang, und Beamte und Befehung sind Dinge, die wir nicht zusammenbringen können.“ Die Revisionsinstanz hat auch diese Auffassung einer gründlichen Revision unterzogen. Weiteres darüber wird am besten im Parlament gesagt werden.

## Politische Uebersicht.

### Fort mit der Militärjustiz!

Neben diesen hin nicht sich ein beinahe ebenso fürchterlicher Staat durch militärische Monarchien: das Militär. Durch eben das, was ihren Stand hart macht, die strenge Manneszucht und die mit Blut geschriebenen Gesetze desselben an ihn angeheftet, finden sie in ihrer Erniedrigung ihre Ehre und in der Ungefahrtheit bei Vergehungen gegen den Bürger und Landmann ihre Entschädigung für die übrigen Lasten desselben. Der roheste Halbbarbar glaubt mit der Montur die sichere Ueberlegenheit über den scheuen, von allen Seiten geschredten Landmann anzuziehen, welcher nur

## Wochenfilm.

... Die Welt des Menschen fürrecht Lachen ist.  
Rabelais.  
Berlin N.O., 24. Januar 1914.

Sehr geehrte Redaktion!  
Verzeihen Sie, daß ich Ihnen schon wieder durch mein gegenwärtiges Belästige. Aber wer hat Recht gehabt? Von wegen den Konserwativen August nämlich. Schon vor ein paar Wochen schrieb ich Sie, daß das so kommen müsse. Aber da haben Sie nicht dergleichen getan. Na und jetzt hat's ihn mit das Trilium clement doch gepakt. Man soll keinen Menschen was Böses gönnen, aber es ist schon zum Lachen: Sie mit Ihrem Parteitagtsbeschlusse von wegen Schnapsdohst und nun muß Ihnen einer Ihrer geschäftigen Mitarbeiter wegen allzu zielbewusster Schnapserei drausgehen. Jammerhin, der Mann tut mir gewissermaßen leid. Indem daß er gerade in der Woche abstrafen mußte, wo die Herren vom Preußenbund seine mächtige Lippe riskiert haben. Da hätte er mitten mang gehört. Er hätte Sie sein auseinanderposamentieren können, was die Herren von Wochen, von Nacht, von Lächerlich und Hymnische und wie die Herren — ihre und — wie sonst heißen, genaujelt haben. Da die doch jetzt schon selbst nicht mehr wissen, was sie über die Schlappiers von bayerische Bundesbrüder erzählt haben.

Ich als eingeführtes liberales Bezirkvereinsmitglied habe natürlich für die Junker nichts übrig. Aber so ganz Unrecht kann ich Sie nicht geben, wenn Sie über die bayerische Wirtschaft raisonnieren. Da geht's doch bei uns in Preußen und vor allem in Berlin doch anders zu als da unten. Ich habe nämlich auch mal eine Reise nach München gemacht. Na ja, was das Bier anbetrifft, allehonnacht! Aber sonst geht's da unten ziemlich gemischt zu. Da muß man sich als anständiger Bürger in den Anzeigen neben einen Kaufträger oder sonst einen Kerl in seiner dreackigen Arbeitskluft sehen, und wenn man denn mal erzählt, wie bei uns hier in Berlin alles feiner und großartiger ist, dann grinsen die Kerle so dämlich über die ganze Vierfüßler und kurren was vor sich hin, was man als gebildeter Berliner nicht verstehen kann. Und was das Militär ist, das ist noch lange nicht so stramm wie bei uns hier. Da kann ich mir schon vorstellen, daß die Bayern bei Orleans gewartet haben, bis es bei uns Preußen hieß: „Immer feste draus!“ Und dann haben sie eben auch Schandenhalber mitgemacht.

Aber sonst sind wir Berliner gar nicht so. Wie haben schon ein warmes Herz für unsere bayerischen Bundesbrüder. Indem daß wir doch jetzt wieder in der Zeit des Vorkriegsumwells und der Alpenbälle gern im bayerischen Kostüm rumstolzieren. Ich glaube es

zu glücklich ist, wenn er seine Redereien, Beschimpfungen und Beleidigungen ertragen kann, ohne noch dazu von ihm vor seinen würdigen Beschäftigten geschlept und geschlagen zu werden. Der Jüngling, der mehr Ahnen, aber nicht mehr Bildung hat, nimmt sein Degenband als einen Verächtlichungsbrief, auf den Kaufmann, den würdigen Gelehrten, den verdienten Staatsmann, der ihn vielleicht selbst in der Ahnenprobe besiegen würde, höhrend herabzusehen, ihn zu necken und zu stoßen, oder unsere Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, von ihren etwaigen Anarten durch Fußtritte zu heilen.

Daß hier kein Zug sei, der sich nicht mit zahlreichen Tatsachen belegen ließe, weiß jeder, der gewisse starke Garnisonen kennt. Daß übrigens eben dieser Stand manche edle Tugend vorzüglich pflege und nähre, daß schnelle und mutige Entschlossenheit, daß männliche und offene Freimütigkeit, die Würde des gesellschaftlichen Lebens, in unserer Zeitalter fast nur noch bei gebildeten Offizieren angetroffen werde, sehe ich hinzu und bezuge allen würdigen Männern, die ich in diesem Stande kenne oder nicht kenne, meine desto innigere Verehrung. — Aber das Urteil im allgemeinen ist hier nicht auf die größere oder geringere Anzahl der Tatsachen, sondern auf Gründe gebaut. Wenn ein Stand dem allgemeinen Gerichtshofe entzogen und vor einen besonderen geführt wird; wenn die Gesetze dieses Gerichtshofes von den allgemeinen Gesetzen aller Eitlichkeit sehr verschieden sind und mit strenger Härte bestrafen, was vor diesem kaum ein Fehler ist, und Vergehungen übersehen, die diese streng ahnden würden: so erhält dieser Stand ein abgesonderetes Interesse und eine abgesonderte Moral und wird ein gefährlicher Staat im Staate. Wer den Verführungen einer solchen Verfassung entgeht, ist ein um so edlerer Mann; aber er widerlegt nicht die Regel, er macht nur die Ausnahme.

J. G. Fichte (Sämtliche Werke, VI. 151).

### Ein Schlag gegen die christlichen Gewerkschaften.

Auf die Bitte des alten Gegners der christlichen Gewerkschaften, des Grafen v. Doppersdorf, hat Fürstbischof Kopp an diesen ein Schreiben über die christlichen Gewerkschaften geschickt, das eine äußerst scharfe Kritik der christlichen Gewerkschaftsführer enthält. Das Schreiben stellt zunächst fest, daß das Episkopat zugleich mit der Veröffentlichung der Gewerkschaftsengstlichkeit die Erwartung ausgesprochen habe, daß ihre Weisungen freudig und gewissenhaft befolgt werden. Im Auftrage des Episkopats habe der Prälat Krennwald mit den Führern der christlichen Gewerkschaften Fühlung genommen, um zu verhindern, daß diese sich zu voreiligen, unbedachten Worten und Handlungen hinreißen lassen. Anfangs hätten die Führer der christlichen Gewerkschaften diese Mahnung auch befolgt. Vor der Generalversammlung in Essen habe der Bischof von Paderborn eine Erläuterung der Enzyklika unternommen. Dann fährt das Schreiben fort:

Daß er sich dabei von der äußersten Milde leiten ließ, widersprach nicht den Wünschen des Episkopats und erforderte die Lage der Dinge. Diese Erläuterungen fandte der hochwürdigste Herr am 20. November 1912 dem Unterzeichneten als dem derzeitigen Vorsitzenden der Bischofskonferenz zur Prüfung und Zustimmung. Mit einigen Bemerkungen konnte ich seine Arbeit als nicht gegen die Enzyklika gerichtet anerkennen und, da die christlichen Gewerkschaftsführer auf meine Zustimmung alles Gewicht legten, erteilte ich sie. Bei der Kürze der Zeit konnte diese Angelegenheit dem Gesamtepiskopat nicht mehr vorgelegt werden; tatsächlich ist dessen Einverständnis auch nicht eingeholt worden. Nur wurde ihm nachträglich von der Sache Kenntnis gegeben, was er mit Stillschweigen aufnahm. Die in Essen zur Verlesung gedruckte Erläuterung der Enzyklika ist also kein Beschluß des Episkopats, sondern eine Ausarbeitung des Herrn Bischof von Paderborn, der ich, den dringenden Umständen nachgebend, zustimme.

In Essen hätte man es danach in der Hand gehabt, den gewerkschaftlichen Standpunkt mit weiser Zurückhaltung und kluger Schonung des kirchlichen Empfindens zur Geltung zu bringen, bei der überaus milden Erläuterung des Herrn Bischof von Paderborn, und so die Hoffnungen des Episkopats zu rechtfertigen. Statt dessen erging man sich in schroffen

und herausfordernden Redewendungen, die die wohlwollenden Absichten des Episkopats völlig mißachteten und die angewandte Milde als nutzlos erwiesen, weshalb letztere auch an einer anderen kirchlichen Stelle nicht gebilligt wurde.

Aus diesen Vorgängen in Essen erlante ich selbst, daß es Selbsttäuschung war, eine friedliche und verständliche Wirkung der Enzyklika zu erhoffen, und schrieb daher an den hochwürdigsten Herrn Bischof von Paderborn, daß ich diese Vorgänge tief bedauerte und daher meine Zustimmung zu seinen Erläuterungen damit zurücknahm. Mein Schreiben (vom 1. Dezember 1912) lautete wörtlich:

„Ich bebaure, mich an den Maßnahmen zur Verhütung der christlichen Gewerkschaften beteiligt zu haben, und will die Intervention (der 5 Punkte) nicht weiter vertreten, da solche nicht allein wirkungslos, sondern verwirrend sind.“

So gut diese Erläuterungen gemeint waren und man sie an sich vielleicht auch nicht beanstanden kann, wenn man die Eile der Entscheidung berücksichtigt und ihren Zweck nicht aus dem Auge läßt, so ist doch manches dagegen einzunenden. Vor allem waren sie nicht nötig, da die Bestimmungen der Enzyklika deutlich und klar genug sind. Sie waren unnütz, da die Führer der christlichen Gewerkschaften sie nur zu einer scharfen Ablehnung benutzten. Endlich aber muß besonders hervorgehoben werden, daß es nicht Sache der Bischöfe ist, päpstliche Erlasse zu erläutern und auszulagern, sondern daß dieses Recht allein dem Heiligen Stuhle zuzieht. In diesem Urteile über die Paderborner Erläuterungen, das ich seit der Essener Versammlung stets festgehalten habe, hat mich leider auch der Verlust des eben beendeten Prozesses der christlichen Gewerkschaften gegen die sozialdemokratischen Redakteure noch bestärkt, und ich kann hinzufügen, daß auch an anderen Stellen die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten ein großes Aufsehen erregt haben.

Das ist die denkbar schärfste Beurteilung der christlichen Gewerkschaften und ihrer Leitung. Und der Kardinal beruft sich dabei zugleich auf die „andere kirchliche Stelle“, die die angewandte Milde nicht gebilligt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Stelle der Papst ist. Damit ist aber der Streit im katholischen Lager auf neue zu voller Blut angefaßt. Den christlichen Gewerkschaften ist die Existenzfrage gestellt. Auch den Rest ihrer Unabhängigkeit sollen sie aufgeben. Auf die Antwort ihrer Führer darf man gespannt sein.

### Beschwichtigung.

Ueber die Abwesenheit der Regierung bei der Beratung der Habern-Anträge veröffentlicht die „Nordd. Allg. Ztg.“ folgende Darlegung:

„Nach den Ausführungen einzelner Redner und insbesondere den daran anschließenden Erörterungen in der Presse hat es den Anschein, als wenn diesen Vorgängen eine Bedeutung beigelegt würde, die ihnen nicht zukommt. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die Verbündeten Regierungen sich in Beobachtung eines schon vom Fürsten Bismarck aufgestellten Grundsatzes bei der Beratung von Initiativanträgen des Reichstages in der Regel nicht haben vertreten lassen und daß diese Übung dem Reichstag gegenüber wiederholt mit dem Hinweis auf die einschlägigen Bestimmungen der Verfassung begründet worden ist. Wenn sich danach ein verschiedenes Verhalten der Verbündeten Regierungen bzw. der Chefs der Reichsämtler bei der Beratung von Gesetzentwürfen, die von den Verbündeten Regierungen selbst eingebracht und von solchen, die aus der Initiative des Reichstages hervorgegangen sind, ergibt, so hat das seinen Grund darin, daß bei den ersteren Entwürfen die Vertreter der Verbündeten Regierung durch Befehle des Bundesrats und die ihnen vorausgehenden Beratungen die erforderliche Vollmacht und die tatsächlichen Unterlagen für die Verhandlungen mit dem Reichstage erhalten haben, während diese Voraussetzungen bei den Initiativanträgen des Reichstages meistens fehlen. Soweit es sich bei den Gesetzen auf der Tagesordnung stehenden Anträgen nicht um Gelegenheitswürfe, sondern um allgemeiner gehaltene Wünsche, die auch ohne ein Eingreifen der Gesetzgebung erfüllt werden konnten, handelte, hatte sich der Reichstagsler am Freitag vorausgehenden Beratungen die erforderliche Vollmacht und die tatsächlichen Unterlagen für die Verhandlungen mit dem Reichstage erhalten haben, während diese Voraussetzungen bei den Initiativanträgen des Reichstages meistens fehlen. Soweit es sich bei den Gesetzen auf der Tagesordnung stehenden Anträgen nicht um Gelegenheitswürfe, sondern um allgemeiner gehaltene Wünsche, die auch ohne ein Eingreifen der Gesetzgebung erfüllt werden konnten, handelte, hatte sich der Reichstagsler am Freitag vorausgehenden Beratungen die erforderliche Vollmacht und die tatsächlichen Unterlagen für die Verhandlungen mit dem Reichstage erhalten haben, während diese Voraussetzungen bei den Initiativanträgen des Reichstages meistens fehlen. Soweit es sich bei den Gesetzen auf der Tagesordnung stehenden Anträgen nicht um Gelegenheitswürfe, sondern um allgemeiner gehaltene Wünsche, die auch ohne ein Eingreifen der Gesetzgebung erfüllt werden konnten, handelte, hatte sich der Reichstagsler am Freitag vorausgehenden Beratungen die erforderliche Vollmacht und die tatsächlichen Unterlagen für die Verhandlungen mit dem Reichstage erhalten haben, während diese Voraussetzungen bei den Initiativanträgen des Reichstages meistens fehlen.“

werden da hier in Berlin mehr Nationalkostüme getragen als in ganz Bayern und Tirol zusammen. Wer es nur einigermaßen machen kann, zieht sich Aniehsen und Wadenstrümpfe an und drückt sich a Quabäl (Sie sehen, daß ich auch den Dialekt beherrsche) mit einer langen Halmesfeder auf die Glabe. Na und die Weiber müssen doch partout als Diandl gehen in Nieder und bunten kurzen Rod. Au Wade, was kriegt man da für Gebrüder Beenebens zu sehen! Beimanch einer, die man immer im engen langen Rod dahinschweben sah, merkt man auf einmal, daß sie zwei linke Hüße hat. Und denn das Jodeln! Keine Alte und meine Trude, was meine Tochter ist, üben schon lange. Wie sie das erste Mal in der Küche zu jodeln angingen, dachte ich drin in der Stube bei's Zeitunglesen nicht anders, als daß ein Lustmordattentat auf sie gemacht würde. Aber was geben Sie meine Familienangelegenheiten an. Ich schreibe das nur, damit ich Sie beweise, daß wir Berliner keine partikulinaristischen Reigungen haben, und daß wir mit die süddeutschen Bundesbrüder nicht zu knapp sympathisieren. Ich habe übrigens Pech gehabt; ich wollte mich auch eine Aniehsen laufen, konnte aber keine kriegen, indem daß mich alle um den Bauch herum zu eng waren. Jetzt muß ich mich eine extra nach Maß machen lassen.

Vor allem muß ich Sie aber mitteilen, daß ich in meiner Bekantschaft einen ähnlichen Fall gehabt habe wie Sie mit Ihrem Konserwativen August. Was nämlich mein Freund Eduard Piepforner passiert ist. Nicht von wegen dem Schnaps, denn mein Freund Edu hat es meistens mit das Bier gehalten und nur dann und wann einen Kognak gehoben. Über aus Pflichtgefühl und Patriotismus. Und das kam so: Ich habe Sie früher schon mal geschrieben, daß man in den Kriegervereinen eine schärfere Auswahl bei Besetzung von Vorstandsposten usw. vorsehen hat. Wer Kriegervereinsvorsitzend werden will, muß so eine Art Prüfung ablegen über Uniformkunde, Chargenabzeichen, Orden und Ehrenzeichen und so. Von wegen Erhaltung des militärischen Geistes bei die Miltnergarde, richtige Ehrenbezeugungen und Rangordnung bei Paraden usw. Mein Freund Eduard Piepforner wollte nun auch gern in den Vorstand von seinen Kriegerverein. Und er hat mächtig geodst, um die ganzen Uniformen und Abzeichen der deutschen Armee von vorne und von rückwärts runterzuschaueren. Was heututage verflucht schwer ist, wo fast jeden Tag eine neue Uebe, oder ein anders Helmband und so verlichen wird, und es bei unserem Kommittee sozusagen etwas sehr bunischedig zugeht.

Ich gebe also vor ein paar Tage zu meinem Freund Edu, um mich mit ihm zu verabreden von wegen Teilnahme an das offizielle Kaisergeburtstagsessen für die Bürgergarde. (Aber ohne Wein 4,50 M. Anzug Fraa, weiße Binde für die Herren, wo keine Uni-

form haben.) Bei so'ner Gelegenheit muß man doch als Mitglied des bestehenden und geübten Bürgerturns dabei sein. Und an unfer monarchisches Gefühl lassen wir liberalen Männer nicht tippen.

Na, also ich komme zu meinem Freunde Piepforner und ich finde ihn mit einem Festchen in der Hand vor sich hinmurmeln ganz aufgeregt in der Stube hin und herlaufen, kaum daß er mir auf meinen Gruß und meine Fragen antwortet. Mit vieler Mühe nehme ich ihm das Papier aus der Hand und lese: „Aenderungen und Ergänzungen der Bekleidungsvorschrift für die Schutztruppen in Afrika.“ Ich fragte Piepforner, was er mit dem Dinge wolle. „Nensch“, schnauzt er mich an, „das ist doch die neueste Uniformvorschrift, da muß ich doch bei Kaisergeburtstagsessen Weidfeld wissen, wo so viele Ehrenvorsitzende von Kriegervereinen sitzen kommen. Da kann ich mir doch nicht blamieren, wo ich doch in den Vorstand gewählt werden will. — Komme, her, hör' mich mal ab!“ Und schon legte er los: „Heimatsuniform — halt hellgrauem, feldgrauer Heimatswaffenrod. — Interimrod fällt fort, dafür feldgrauer Hebertrod — keine Dienstanzug — Gesellschaftsanzug mit langer Hose und schwarzen Stiefeln — O je, o je! — Hofgartenanzug mit weißkleinerer Hose — Statt Kaiserkrone am Degen der kaiserliche Namenszug — Schutztruppengeneräle am Helm Hebertrod in den Reichsorden — Nensch muß doch famos aussehen — Tropenuniform — Statt welchem Tropenhelm kaiserlicher Tropenhelm — bei Paraden weicher Helmüberzug — Steife Schirmmüße fällt fort, dafür Feldmüße mit vorstehendem Schirm — Nordwaffenrod, Nordinterimrod fallen fort — Nordwestmüße wird zum Nordfeldrod — Weicher Anzug — Gesellschaftsanzug für heiße und kalte Jahreszeit.“ So ging es noch eine Weile fort, daß mir ganz damallig im Tragen wurde. „Siehst Du, jetzt kann ich's“, winzelt Piepforner in einer halben Stunde ist mir es wieder wie aus dem Schädel gelassen. Die Schutztruppenoffiziere müssen ja vor lauter Uniformvorschriftsbeachtung gar nicht zum Dienstun kommen. Wenn ich bloß bei's Kaisergeburtstagsessen den Jimmi nicht vergesse, sonst bin ich aufgeschmissen.“

Na ich bin denn fortgegangen und vorgestern mußte ich hören, daß mein armer Freund Piepforner einen Tobnachtsanfall gekriegt hat und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Er ist bei das Auswendiglernen von die Schutztruppenuniformen verrückt geworden. So kann es einem Kerne gehen, wo patriotischen Ehrgeiz hat.

Ich muß Ihnen noch mitteilen, daß ich mir über den Herrn Minister Venke mächtig geärgert habe. Gerade wo ich meine Steuer- und Wehbeitragserklärung abgeschickt habe, wo mir so viel Kopfschmerzen gemacht hat, wird die Frist bis zum 31. Januar verlängert. Da hätte ich mir doch nicht so abzugeben brauchen und



Im Reichstag beteiligen sollen oder nicht, ist von den Verbündeten Regierungen bisher je nach Lage des Laies und aus Erwägungen der Zweckmäßigkeit entschieden worden und auch im vorliegenden Fall haben sie ihre Haltung lediglich nach Grundfragen eingeleitet die seit Jahrzehnten in Übung sind.

Wir können nicht finden, daß durch dieses Geschreibsel die Brückierung des Reichstages durch die Regierung irgendwie gemildert wird. Auch jetzt befreit die Regierung dem Reichstag das Recht, die militärischen Dienstvorschriften abzuändern, und erklärt, daß für sie mit der Ueberprüfung der Kabinettsorder alles erledigt ist. Aber für die schwankenden Gestalten des bürgerlichen Parlamentarismus reicht es vielleicht schon aus, daß sich die Regierung überhaupt zu einer Erklärung herbeigelassen hat. Denn wer umfallen will, der ist bald gestochen.

### Nur munter, Herr Maximilian Brandt!

Herr Brandt, der Apostel des Krupp'schen Schmierbongeliums, wird, so hören wir von der „Nationalzeitung“, nach dem „überwiegend milden“ Urteil des Oberkriegsgerichts gegen Tizian und Genossen durch Herrn Siegfried Loewenstein, Arnolt und Apostel von Brandt's historischer Bedeutung, im Wiederaufnahmeverfahren seine völlige Reimwahrung zu erzielen suchen. Diese Werbung ist sicher echt. In unserem Schmerz schwingt sich die Krupp-Presse bereits seit Donnerstag über das Projekt aus. Wir können die Sorge nicht unterdrücken, daß irgendwelche unverantwortliche Stellen widerstreben, und daß gar Herr Brandt das berühmte Jittern in die Arnie bekommen hat, vor dem Herr Schiffer so beweplich gewarnt hat. Herr Brandt! Enttäuschen Sie uns nicht! Immer munter! Zeigen Sie sich als würdiger Vertreter der Schiffer'schen Krupp-Moral, der Moral mit feilen Anken, mit strammen Weinen, Marsch, marsch — los auf das Strafkammerurteil jener Mäcker mit moralisch gitternden Anken; nur Mut. Und, wir wiederholen: „Nimmer feste druff!“ Storische patriotische Siegestrophäen winken Ihnen. Dem Mutigen gehört die Welt!

### Der französische Parteitag.

Amiens, 25. Januar. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Heute trat in Amiens der Parteitag der geeinigten Sozialisten zusammen, der die Aufgabe hat, vor allem die Taktik der Partei in den kommenden Wahlen festzusetzen. Dem Parteitag ging gestern eine imposante Versammlung voraus, in der Baillant und Jaurès sowie eine Reihe auswärtiger Delegierter sprachen. Als Vertreter des deutschen Parteivorstandes übertrug die Genosse Müller die Grüße der deutschen Sozialdemokratie und betonte unter härmlichem Beifall die Solidarität des deutschen und des französischen Proletariats im Kampfe gegen den Imperialismus. Heute Vormittag wurde der Parteitag mit den Begrüßungsreden der auswärtigen Delegierten eröffnet.

### Mexikanische Ariensgrenel.

Mexico City, 24. Januar. Hier sind einige wenige Flüchtlinge eingetroffen, die berichten, daß die Rebellen neuerlich etwa 100 Frauen und Kinder und 150 Bundesoldaten in der Nähe von San Luis Potosi niedergemetzelt haben. Die Unglücklichen hatten sich bereits ergeben und befanden sich in einer Farm in der Nähe von Matehuala, wo sie dem Blutdurst ihrer Feinde zum Opfer fielen.

### Aus Groß-Berlin.

#### Der „Vorwärts“ hat's ihr angetan.

Ich kenne eine Familie und diese Familie wohnt in einem Stadteil des großen Berlins. Seit geraumer Zeit ist die Mutter krank. Die Krankheit bringt es mit sich, daß eine Pflegerin gebraucht wird. Die Pflegerin-Schwester — so will ich sie hier nennen — erscheint. Ihre Obliegenheiten verrichtet sie pflichtgemäß. Dann läßt sie den Blick im Zimmer umherstreifen und entdeckt — oh Fieser, Entsetzen packe Dich — auf einem Tische den „Vorwärts“.

Erst sprachlos ob dieser Entdeckung, dann ringen sich folgende Worte über ihre Lippen: „Waaaas? — der „Vorwärts“? — Dieß Ihr Mann denn den „Vorwärts“? Waaaas? — Ja!“ ist die Antwort. — „Dann ist er auch wohl Sozialdemokrat!“ Hier schreit Schwester X auch eine zustimmende Antwort erhalten zu haben, denn plötzlich betet sie — ob solcher Missetat — schnell ein Vaterunser. Auf den noch

schließlich habe ich mit auch noch verzeichnet und zu wenig abgezogen. Aber wenn das man bloß mit dem Generalpardong stimmt!

Womit ich verbleibe mit der Ihnen gebührenden Hochachtung  
Friedrich Wilhelm Schulze  
Rentier und Hausbesitzer.  
Ernst.

### Theater.

**Leffingtheater:** Simon, Tragödie von Wedekind. (Die Buchausgabe erschien im Verlag von G. Müller, München.) Wie zu erwarten, wurde Wedekind von der Berühmtheit, die in den bizarren Sprüngen seiner Laune die Offenbarungen einer ganz neuen Art Genialität zu bewundern genobert ist, am Schluß mit Applaus gefeiert. An Stelle des abwesenden Verfassers — abwesend, obwohl er laut Theaterzettel die Regie führte — dankte der Dramaturg, der aber, als er von der günstigen Aufnahme des Werkes sprach, von einer lebhaften Gegenemonstration mit Fischen und Sankalierendem Pfeifen unterbrochen wurde.

Vielleicht, daß das Stück beim Lesen einen tieferen Nachhall der Empfindung wecken mag — im Theater überwoog durchaus der Eindruck einer mit wüßtesten Verblüffungen arbeitenden Gewalttätigkeit, die obendrein in Ausmalung des Widerwärtigen schwelgte.

Das Leben einer erniedrigt bettelnden Liebe, in der ein überlegener Mann sich fassungslos verzehrt — das Thema, das sich Wedekind hier stellt —, hat in der „Simon und Delila“ betitelten Tragödie des Dänen Sven Lange eine in der Intention verwandte, aber psychologisch unergleichlich intimere und wahrere Darstellung gefunden. Da tritt das Schillernde, das Paradoxe, das Durchdringende tiefen Wehgefühls und höhnenden Jynismus (das Ensemble jener Jüge, in denen man die besondere persönliche Note Wedekind's erblickt) ganz anders überzeugend und lebendig hervor. Die Uebersetzung des Simon'schicksals ins Moderne, in das Schicksal eines Dichters, der in einem Simiondrama sein eigenes Leben niederlegt, gestaltet eine Fülle reizvoll ironischer Beziehungen.

Was Wedekind in seinem Versdrama dem biblischen Stoffe hinzusetzt, ist (außer einer ziemlich schematisch geratenen Parodie der Philisterfürsten): daß er in dem von Delila betrogenen und gekendeten Helben das Begehren nach dem schönen Weibe glühend — glühender wie jemals — fortleben, und Delila, eine asiatische Dulu, ihr Spiel mit dem Entstellten weiter treiben läßt. Schrankenlos wie seine Kraft ist Simions Sinnlichkeit, der Delila zuerst nur als ein Spielzeug neben anderen Weibern galt. Er peitschte ihre Stille, indem er andere als schöner pries. Doch der Entschluß, ihm das Geheimnis seiner Stärke abzulocken, den ausgeföhnten Lohn sich zu verdienen, steht ohne große Kränkung für

immer friedlich dasiegenden „Vorwärts“ deckt sie eins von den mitgebrachten Missionenblättern.

Wahrscheinlich befürchtete sie, vom Anblick des „Vorwärts“ sterben zu müssen. Oder sollte durch diese Tat mit dem „Vorwärts“ eine Wandlung vor sich gehen? Zu bemerken war nichts.

Zu erzählen wäre nur noch, daß Schwester X sich seitdem nicht mehr hatte sehen lassen. Der „Vorwärts“ hat's ihr angetan!

### Die vermiste Kohlenchippe.

Die Inventur war beendet. Es wurde die furchtbare Feststellung gemacht, daß eine Kohlenchippe fehlte. 8 Lehramtchen wurden für die vermiste Kohlenchippe verantwortlich gemacht, zwar waren diese Mädchen bei der Inventur nicht zugegen, aber die Wädden sollten die Kohlenchippe herbeischaffen. Das konnten sie nicht und so wurden sie verdonnert, eine neue Kohlenchippe zu kaufen. Die Mädchen sagten sich: Wie kommen wir dazu, eine Kohlenchippe dem reichen Arbeitgeber zu kaufen, wenn wir an dem Fortkommen der Schippe unschuldig sind?

Sie weigerten sich, Erfolg zu leisten. Und was war das Ende vom Liede? Die Mädchen wurden wegen der 15 Pfl., die eine solche Schippe kostet — entlassen. Recht vornehm!

Verloren dürften die Mädchen nichts haben, denn wer einer solchen Kleinigkeit wegen zu dem Mittel der Entlassung greift, kennzeichnet sich zur Genüge selbst.

### Der Modestaß.

Dieser Tage brachte eine illustrierte Zeitschrift ein Bild, das eine elegante Dame zeigte, die mit einem kleinen Affen im Tiergarten spazieren geht. Der Hund ist nicht mehr modern. Es muß etwas Neues, Besonderes sein. Und da ist man in exklusiven Kreisen von dem Hund auf den Affen gekommen. Seit längerer Zeit bemühen sich verschiedene Warenhäuser, lebendige Affen an den Mann oder besser an die Frau zu bringen. Die Affenmode wird natürlich sofort einer anderen weichen, wenn sie nur absonderlich ist. Das wird eintreten, wenn die Warenhäuser die 25-Pfennigmode mit Affen eröffnen.

### Schweres Automobilunglück in Lichtenberg.

Ein folgenschweres Automobilunglück hat sich am gestrigen Sonntagmittag gegen 3 Uhr in Lichtenberg zugetragen. Nicht hinter der Anilinstraße in der Hauptstraße überfuhr sich infolge eines Federbruches ein Privatautomobil, das mit sieben Personen besetzt war. Sämtliche Insassen wurden auf die Straße geschleudert und mehr oder weniger schwer verletzt. Drei der Verunglückten mußten in das Aronshaus Verbanen zu Berlin gebracht werden. — Der Kaufmann Alfred Frische wollte gestern nachmittag mit seiner Angehörigen und einem Freund der Familie, dem Dr. Neubaus, eine Automobilfahrt in die Gegend des Müggelsees unternehmen. In dem Automobil nahmen außer dem Chauffeur fünf erwachsene Personen und ein Kind Platz. Als der Wagen in ziemlich schnellem Tempo die Hauptstraße in Lichtenberg entlang kam, brach beim Ueberfahren eines Eisenbahnüberganges, das quer über die Straße geht, an der Vorderachse des Automobils eine Feder, so daß sich der Wagen überschlug und fast vollständig zertrümmert wurde. Dr. Neubaus erlitt bei dem Sturz schwere innere Verletzungen und anscheinend einen Armbruch; der Kaufmann Theodor Frische trug gleichfalls schwere innere Verletzungen und starkblutende Kopfwunden davon; der Chauffeur Schielowski erlitt einen Schlüsselbeinbruch. Alle drei wurden in einem Krankenautomobil des Verbandes für erste Hilfe nach dem Aronshaus Verbanen geschafft. Die anderen vier Verunglückten fanden teils auf der Rettungswache Lichtenberg, teils an der Unfallstelle selbst von Sanitätsmannschaften, die schnell zur Stelle waren, die erste Hilfe.

### Groß-Berlin auf dem Eise.

Einen Massenbesuch, wie er an den schönsten Sommertagen wohl nie gesehen worden ist, hatte die große Müggelsee-Eisbahn am gestrigen Sonntag aufzuweisen. Schon am Vormittag hatte das Wetter eine große Schär hinausgelockt. Als es jedoch auf die frühen Nachmittagstunden hinging, waren die Stadtbahnen von Eisportfreunden so besetzt, daß nur schwer mitzukommen war. Ganze Ströme Schlittschuhläufer, aber auch Männer und Frauen, die mit ihren Kindern hinausgepilgert waren, nur um sich an dem schönen Bild zu erfreuen, wälzten sich von den Bahnhöfen Rahnsdorf und

die Dirne fest. Im Wein- und Liebesrausch verrät er sich. Triumphierend verkündet sie den Fürsten der Philister, daß sie dem Schlafenden die Locken weggeschneidet und rettet dann — man weiß nicht recht warum — dem Gefesselten das Leben, indem sie zu der schlimmeren Sache rät, ihm die Augen auszustechen und den unschädlich Gemachten als Arbeitsvieh zu nutzen.

Der zweite Akt spielt im Gewölbe vor dem Tempel des Philistergottes Dagon, wo der Blinde den Stein der Mühle in ewigem Rundgang wälzen muß. Doch mehr als seine Blindheit quält ihn die Eifersucht um Delila. Die Phantasie des Dichters lann sich in schimpflichen Erniedrigungen Simions, der zwischen durch doch wieder als Symbol einer im Leiden wachsenden menschlichen Größe erscheinen soll, nicht genug tun. Wir hören von Delila, die ihr Opfer auffucht, daß sie den Wunden an ihr Lager hat führen lassen, um sich in seinen Armarmungen dem eingeladenen Fürstenpaar zu zeigen. Aber selbst dieses keucherte schamloser Scheuhaftigkeit ruft bei Simion keine Gegenwehr des Mannesfolges wach. Dann heißt sie ihn vor ihrem Buhlen, dem Könige Cg, seine rührenden Klagelieder wiederholen, schwirrt, die Eifersucht noch schärfer anzukacheln, vom Könige zum Blinden, vom Blinden zu dem Könige. Simion sinnt weiter, als die beiden, zu einem neuen Liebesfeste eilend, ihn längst verlassen haben.

In dem auf völlig äußerliche und dekorative Theatereffekte eingestellten, mit Nord geistlichen Schlußakt, der die Vermählungsfeyer Delilas und des Königs darstellt, wird der Blinde aus dem Verleick geholt. Er soll tanzen unter dem Hohngeflüster des Volkes und der Fürsten. Der Ausgang ist der Bibel entlehnt. Simion, dem mit den Haaren wieder seine Kraft wuchs, kragt die Säulen des Palastes, begräbt sich selbst und seine Peiniger darunter.

Die Regie, die nur den unvermeidlichen Lärm des Schlussschlusses noch lärmender als nötig machte, verdiente sonst bei ihrer schwierigen Aufgabe alles Lob. Kahlert war ausgezeichnet in der ungebändigten Vordarwendigkeit des noch ungeborenen Simion, wie später in dem Ausdruck des hoffnungslosen Leides, Tilla Durieux eine glänzende Delila.

**Komödienhaus:** Kammermusik, Lustspiel von Heinrich Ziegenstein. Der etwa im dritten Akt während der Ausführung dieses Schwanks das Theater betreten hätte, der würde in den Klängen und im Parfekt ein sehr vergnügtes Publikum und auf der Bühne eine illustre Hofgesellschaft angetroffen haben. Und dann hätte er gekhnen, wie plöblich ein kleines Kind im Kostümb durch die Tür links auf die Bühne lief und „Kammi, Kammi!“ schrie. Losendes Gelächter. Warum?

Weil das Kind da gar nicht hingehörte. Weil niemand wissen durfte, daß Niemanders ein Kind haben. Weil niemand ahnen sollte, das Niemanders überhaupt verheiratet sind. Und deswegen haben sich der Tenor Niemeyer und Frau in der Restbank, wo man ein Engagement ans Hoftheater erwartet, dem Intendanten als Verhältnis und der Allwissenden Herzogin, die auch noch im Sänger den Mann sieht, als Geschwister vorgestellt. Ist das komisch? Mit

Friedrichshagen nach der großen Esfläche. Obwohl sich hierauf eine ungeheure Menge tummelte, zerstreute sich diese insolge der kolossalen Ausdehnung ganz. Nur vor den Pflanzflapfen herrschte eine Fülle, die sich gegen Abend, als die Plätze hier erleuchtet wurden immer noch vergrößerte.

Auch auf dem Tegeler See, dem Wannsee, den Grunewaldseen, den Tiergartenseen sowie auf dem Rummelsburger See tummelte es von Anhängern des Schlittschuhspolis.

### Ein gemeingefährlicher Wüstling

Ist in dem 27 Jahre alten Kaufmann Ernst Lewin aus der Choriner Straße festgenommen worden. Wie jetzt feststeht, fiel dem Verhafteten ein jetzt 16 Jahre alter Schüler einer höheren Lehranstalt in die Hände. Diesen Knaben benutzte er die ganze Zeit über als Schleppe. Mit ihm hielt er sich in der Umgebung der Lehranstalt auf, um die Schüler zu beobachten. Diejenigen, die ihm gefielen, mußte ihm der junge Schleppe unter harmlosen Vorwänden in die Wohnung führen. Dort beaufsichtigte er die Knaben durch geistige Getränke, Schmutzblätter und Gramophonlieder, um sie für seine Gelüste gefügig zu machen. So traf im Laufe der Jahre das Verderben eine ganze Reihe von Knaben, bis jetzt endlich ein Schüler der Behörde von seinen Erlebnissen Mitteilung machte. Nunmehr wurde das ganze schändliche Treiben Lewins aufgedeckt. Bei einer Durchsuchung seiner Wohnung fand die Polizei noch eine ganze Anzahl Schmutzblätter. Gegen seinen jugendlichen Schleppe wurde ein Strafverfahren eingeleitet, ebenso gegen einen Kaffeeur Klein aus der Linienstraße wegen Kupferteil. Bei diesem hatte Lewin, bevor er sich eine eigene Wohnung einrichtete, in einem möblierten Zimmer gewohnt. Klein mußte von dem schändlichen Treiben seines Mieters und gab sich den harmlosen Besuchern gegenüber wiederholt als Dr. Klein aus, um die Knaben zu beeinträchtigen. Das ungemein trübe Sittenbild, das diese Verhaftung entrollte, zeigt wieder einmal, welchen Gefahren auch Knaben in der Großstadt ausgesetzt sind; es legt allen Eltern die dringende Mahnung ans Herz, auf ihre jungen Söhne nicht minder als auf ihre Töchter zu achten.

### Ein tödlicher Straßennunfall

ereignete sich am Sonnabend nachmittag in der Strellker Straße. Der 67 Jahre alte Rohrleger Ferdinand Vinke, der mit seiner Schwester in dem Hause Nummer 14 wohnte, wollte vor dem Grundstück Nummer 22 den Fahrenweg überschreiten, um seine Behausung aufzusuchen. Er achtete dabei nicht auf eine Kraftdroschke, die von der Ufedomstraße herkam und gerade vor dem Hause halten wollte. Der Kraftwagenführer bremste, um ein Unstlud zu verhindern, stark, doch geriet der alte Mann unter ein schleuderndes Hinterrad und erlitt so schwere innere und äußere Verletzungen, daß er noch im Laufe des Abends im Lazarus-Krankenhaus verstarb.

In der Badeanstalt vom Tode überrascht wurde der 74 Jahre alte Rentner Karl Weisenberg aus der Rosenbaler Str. 76. Der Mann begab sich am Sonnabendabend gegen 8 Uhr in eine Badeanstalt in der Brunnenstraße. Beim Entkleiden wurde ihm plötzlich schlecht. Er rief nach dem Bademeister, der sofort nach einem Arzt schickte. Als dieser erschien, war der Greis jedoch schon tot. Wahrscheinlich hat ein Herzschlag seinem Leben plötzlich ein Ziel gesetzt. Zur genaueren Feststellung der Todesursache wurde die Leiche nach dem Schauhause gebracht.

Einsam gestorben ist die 63 Jahre alte Almosenempfängerin Bertha Müller aus der Wangenstr. 104. Die alte Frau hatte dort seit mehreren Monaten im Keller eine Stube inne. Da sie sich seit mehreren Tagen nicht mehr sehen ließ, öffnete man ihre Stube und nun fand man sie im Weite liegend tot auf. Die Todesursache konnte nicht mehr festgestellt werden. Die Leiche wurde deshalb nach dem Schauhause gebracht.

### Letzte Nachrichten.

#### Wiederaufnahme der Arbeit.

Durban, 25. Januar. Die Eisenbahner haben in einer heute vormittag abgehaltenen Versammlung beschlossen, die Arbeit morgen wieder aufzunehmen.

#### Demission der sozialistischen Gemeinderatsmitglieder von Sofia.

Sofia, 25. Januar. Als Protest gegen die Auflösung der Sobranje haben die sozialistischen Gemeinderatsmitglieder von Sofia ihre Ämter niedergelegt. Bei der Demissionserklärung richtete Gemeinderatsmitglied und früherer Sobranjabgeordneter Redakteur Orislow unter dem Beifall der Zuhörer heftige Angriffe gegen König Ferdinand, den er beschuldigte, das Unglück Bulgariens verursacht zu haben.

Denn der ganze Unfug ist jedesmal mit drei Worten aufzuklären, die aber nicht gesprochen werden, weil der Autor dazu zu schlau und seine Puppen zu dumm sind. Das Ganze ist ein langweiliges Schachspiel, das immer wieder zieht. Nicht, weil die deutschen Postenmacher im Lauf der Jahrzehnte sich allerhand — es sind nicht allzuviel — Mittel ausgedacht haben, das Holzgerüst ihres Aufbaus zu verstecken. Da sind zum ersten die an sich tomischen Gegenstände: ein Inhalterapparat und eine Zitronenlimonade zeigen manchen zum Lachen; da ist zum zweiten die beliebte Wiederholung dummer Phrasen; erkennt sie der Zuhörer wieder, so fühlt er geschmeichelt das Lob für seine Aufmerksamkeit; da ist zum dritten die getreue Befolgung des Grundgesetzes: Wenn sich zwei lassen, freut sich der dritte —, das heißt, die Tür geht immer zur Anzeit auf, — wie denn überhaupt „grade in diesem Moment“ immer allerhand Dinge geschehen, die in jedem andern Augenblick völlig reizlos wären. Aber so wird's gemacht.

Saitre? Kein Gott; man streicht, man fihelt auch wohl einmal — aber wer wird denn gleich weh tun? Wenn auch der zahlende Deutsche über eine manndolle Herzogin lacht: es freut ihn doch, in so guter Gesellschaft verkehren zu dürfen. Und schließlich ist das Milieu nicht von Belang, wenn man nur nicht nachzudenken braucht, wenn man nur nach fünfzig Knoten die lose Schlussschleife zu sehen bekommt, die sich mühselos lösen läßt. . . .

So etwas wird bei Vernauers fauber und anständig herausgebracht. Die Wüst war bei spritziger Laune, das Hintergefell von Herrn Gebühr tat sein Möglichstes, und Eugen Burg ließ in entzündender Flüssigkeit seine Worte fallen, bejaß die näselnde Stimme der Vernunft und verstand es, wie immer, auf die lebenswichtigste Art, dumm und dilinguiert zu sein. Und das wird fleißig und poliert herumgespielt, wenn sie auch den dritten Akt nicht zu reiten vermochten, aus dem — aller Wille vor — die obste Mathematik hervorging. Das ganze blieb eine ardentische Konzeption an ein ruhliebendes, gestittetes Bürgertum.

**Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.** — Als ein „Präulein Trallala“ ist die Gesangsoppe „So tummeln wir“, mit der vor Jahresfrist das Weiße-Theater „Groß-Berlin“ am Zoo eröffnet und vier Wochen später begraben wurde, nach der Aufführungstrage vergogen. Festoges Asphalgit ist ein richtiger Wehgeschrei, an dessen Verfassung ein Vierteljahrhundert Väter und mehr beteiligt sind. Herr Kadelburg, der diesmal ungenannt blieb, steuerte die Schwank-„Idee“, die hinwiederum Herr Ostonski „bearbeitete“. Herr Leipzig fügte seinen vorjährigen „Gesangstexten“ eine neue Couplettruppe über den Tango hinzu, und Jean Gilbert illustrierte das Ganze durch ein Potpourri aus allen seinen Operettenmusiken — wie anno 1913 beim Zoo. . . . Dies Minus an geistiger Arbeit wurde allerdings reichlich aufgewogen durch ein Plus an Grünzeug, das man sich und dem sonst recht amalfisch veronlogien „Präulein Trallala“ spendete. Auf wie lange dem Publikum die gespreizte Tangerei behagen wird? Zuviel aufgewärmter Stuhl tötet nach Zudenal nicht bloß die armen Lehrer, sondern auch den Humor und die Theaterdirektoren. ek.



**Theater.**

Montag, 26. Januar 1914.  
 Anfang 6 Uhr.  
 Cines Palast am Zoo. Varieté-  
 Lichtspiele.  
 Anfang 6 1/2 Uhr.  
 Cines Rollendorf-Theater. Varieté-  
 Lichtspiele.  
 Anfang 7 1/2 Uhr.  
 Opernhaus. Geschlossen.  
 Kgl. Schauspielhaus. Ballensteins  
 Tod.  
 Circus Busch. Galavorstellung.  
 Circus Schumann. Galavorstellung.  
 Anfang 8 Uhr.  
 Urania. Mit dem „Imperator“ nach  
 New York.  
 Söccal: Dr. F. Ullas: Freiballon-  
 landungen.  
 Deutsches. Der Kaufmann von  
 Venedig.  
 Kammertheater. Die Pariserin.  
 Regina. Simson.  
 Deutsches Künstler-Theater.  
 Schirin und Gertraude.  
 Deutsches Opernhaus. Pandora-  
 gale.  
 Komödienhaus. Kammermusik.  
 Theater an der Weidendamm-  
 Brücke. Der zehnte Nacht.  
 Theater am Rollendorfsplatz.  
 Prinzess Gretel.  
 Sühndrama. Die spanische Fliege.  
 Montis Operetten. Die verbotene  
 Stadt.  
 Schiller O. Meyers.  
 Schiller Charlottenburg.  
 Hey! dem, der lügt!  
 Theater des Westens. Lebenslust.  
 Berliner. Die einst im Pal.  
 Königgräber Straße.  
 Kleines. Feltchen Gebert.  
 Trianon. Anatoles Hochzeit.  
 Teatru. Die Langspinnweben.  
 Neffenz. Dohheit — der Franz.  
 Metropol. Die Kette um die Welt  
 in 40 Tagen.  
 Friedrich-Wilhelmstädtisches.  
 Fräulein Trullala.  
 Neue. Berlin, wie es meint und lacht.  
 Kasino. Die alte Weberin.  
 Herrnsfeld. Was sagen Sie zu  
 Leibsch?  
 Reichshallen. Stettiner Sänger.  
 Wintergarten. Spezialitäten.  
 Apollo. Der Elch der 3. Kom-  
 pagnie.  
 Anfang 8 1/2 Uhr.  
 Luitpold. Daines Bruders Weib.  
 Dalhalla. Langschieber.  
 Solles Caprice. Der Ruch.  
 Wanderschmiedel. Die Samuels.  
 Admiralpalast. Die lustige Puppe.  
 Anfang 8 1/2 Uhr.  
 Neues Volkstheater. Michael  
 Kramer.  
 Anfang 9 Uhr.  
 Berliner Globalkast. Gispport.  
 Cines Rollendorf-Theater. Varieté-  
 Lichtspiele.  
 Sternwarte. Invalidenstr. 57-62

**Schultheß**  
 Schweizer-Stumpfen  
 Enormer  
 Verdienst!  
 bei direktem Bezuge.  
 Münzstr. 11. Norden 9928.

**Augustabad**  
 Köpenicker Str. 60/61. 4965.  
 Lieferant aller Kranenlassen.

Erstklassige Briketts  
**Michel's**  
 1000 Stück M. 7.00  
 Halbsteine M. 0.75, Gaskoks  
 M. 1.75. Steinkohlen M. 1.75.  
 Brennholz.  
 Michel-Brikett-Vertrieb  
 Neukölln, Telefon 1610  
 Knesebeckstr. 148.

**Neue Welt.**  
 Arnold Scholz. Hasenheide 108/114.  
 Heute Montag, den 26. Januar,  
 sowie täglich:  
**Bockbier-Fest**  
 in den bayrischen Alpen.  
 30 bayr. Maßl. 5 Kapellen.  
 Anfang 7 Uhr. — Entree 30 Pf.  
 Voranzeige! Morgen Dienstag: Elitetag!  
 Damen-Prämierung. Prämiiert wird:  
**Die hellste Blondine.**  
 3 bare Geldpreise: 50.—, 30.—, 20.— M.

**Kapitän-Kautabak**  
 (gesehlt. gesehlt.)  
 Kapitän-Rauch- u. Schnupftabake sind nur  
 durch ganz  
 hervorragend feine Qualität so schnell beliebt geworden.  
 Zu haben in den einschlägigen Geschäften event. zu erfahren durch  
**C. Röcker, Berlin, Grüner Weg 119.** (Telef.: 3861.)



**Engelhardt  
 Special  
 Hell**

**Spezialarzt** f. Geschlechtskrankheiten.  
 Harnleiden, Schwäche,  
 Ehrlich-Hata-Kuren, Blut-  
 und Harn-Untersuchungen.  
 Institute:  
 Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.  
 Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.  
 Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/2, 11-2  
 u. 1/2, 8-1/2, 10 U. abds., Sonnt. 11-1.  
 Für Frauen: Nur 3-4 Uhr.  
 Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl.  
 Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine  
 Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.  
 Man verlange im eigenen Interesse 45 Seiten starke  
 Broschüre gratis und franko per Post  
 i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst.  
 gratis erhältl. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.  
**Warnung** vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-  
 licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.  
 Der nächste Herren-Vortrag findet statt am Donnerstag, den  
 29. Januar, abends 7 1/2 Uhr,  
 in den Arminhallen, Kommandantenstraße 59/59, über: **Harn-  
 leiden**, wirksame und kurpfuscherhafte Behandlung-  
 methoden, **Ehrlich-Hata**  
 mit Demonstrationen an natur-  
 getreuen Wachsmoellen.  
 Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

**Todes-Anzeigen**

**Sozialdemokratischer Wahlverein  
 Treptow-Baumschulenweg.**  
 Am 23. d. Mts. verstarb unser  
 Mitglied, der Kassanangestellte  
**Fritz Hafeloph**  
 Ehre seinem Andenken!  
 Die Beerdigung findet am  
 Dienstag, den 27. d. Mts., nach-  
 mittags 3 Uhr von der Halle  
 des neuen Gemeinde-Friedhofes,  
 Baumschulenweg, Riefholtsstraße,  
 aus statt.  
 Rege Beteiligung erwartet.  
 Der Vorstand.

**Zentral-Kranken- u. Sterbekasse  
 der deutschen Wagenbauer.  
 Filiale Borsigwalde.**  
 Am 22. Januar verstarb unser  
 Kollege, der Kesselmacher  
**Hermann Vaque.**  
 Ehre seinem Andenken!  
 Die Beerdigung findet am  
 Montag, den 26. Januar, mittags  
 1 1/2 Uhr in Reinickendorf-Beit,  
 Humboldtstraße, statt.  
 Um zahlreiche Beteiligung bittet  
 Die Ortsverwaltung.

**Deutscher Holzarbeiter-Verband.**  
 Ortsverwaltung Berlin  
 Ladeneinrichtungs- und Kontormöbelbranche.  
**Mitglieder-Versammlung**  
 Montag, den 26. Januar, abends 8 Uhr, im Luisenstädtischen Kasino,  
 Drankensstraße 180.

Geschützt sind Sie vor Husten und  
 Heiserkeit durch den  
 täglichen Gebrauch von  
**Wyber's Tablettten**  
 Vorrätig in allen Apo-  
 theken und Drogerien  
 Preis der Original-  
 Schachtel M. 1

**Tylophoron-Flopfanbinen**  
 durch Gipswand im Badraum  
 liefert überaus haltbare  
 und beliebte Spezialarbeiten.  
 Die Qualität ist herausragend!

Wir empfehlen jedem Zeitungsleser zur Anschaffung:  
**Liebnechts  
 Volksfremdwörterbuch**  
 Dreizehnte Auflage.  
 Neu bearbeitet, berichtigt und vermehrt unter Berücksichtigung  
 der Rechtschreibung nach dem vereinbarten amtlichen Regelbuch.  
 Preis in Leinwand gebunden Mark 3,20.  
 Zu beziehen durch die Buchhandlung Vorwärts,  
 Berlin SW 68, Lindenstraße 69 (Laden). 24813\*

**Reuters Werke Heines Werke**  
 3 Bände 4 Mark  
 Buchhandlung Vorwärts

Abhandlungen und Vorträge  
 zur sozialistischen Bildung.  
 Herausgegeben 248/19\*  
 von **Max Grünwald.**  
 Heft 6:  
**Schiller und die Arbeiter**  
 von Conrad Haenisch.  
 Preis 40 Pf.

**Arbeiter-  
 Gesundheits-  
 Bibliothek.**

In dieser Sammlung sind bisher  
 erschienen:

Heft 1. Die erste Hilfe bei Un-  
 glücksfällen. Dr. Christeller.  
 Heft 2. Das erste Lebensjahr.  
 von Dr. Silberstein.  
 Heft 3. Gesundheitspflege des  
 Nervensystems. von Dr. Fisch-  
 laff.  
 Heft 4. Der Achtstundentag. von  
 Dr. Jabel.  
 Heft 5. Alkoholfrage u. Arbeiter-  
 klasse. von Dr. Arndt.  
 Heft 6. Das Schulfeld. von Dr.  
 Silberstein.  
 Heft 7. Geschlechtsverkehr und  
 Geschlechtskrankheiten. von  
 Dr. Gehrl.  
 Heft 8. Nahrung und Ernährung.  
 von Dr. Ebel.  
 Heft 9. Wie sollen wir uns  
 kleiden? von Dr. F. Bernheim.  
 Heft 10. Der Arbeiterschutz. von  
 Dr. W. Epstein.  
 Heft 11. Frauenleiden und deren  
 Verhütung. Dr. J. Jabel.  
 Heft 12. Vom medizinischen Aber-  
 glauben. Dr. G. Ebeling.  
 Heft 13. Das Wasserheil-Ver-  
 fahren in der Gesundheits-  
 pflege des Arbeiters. von Dr.  
 S. Kuntze.  
 Heft 14. Verhütung und Heilung  
 des Stotterns. von Dr. L. Jordan.  
 Heft 15. Geschlechtliche Erziehung  
 in der Arbeiterfamilie. von  
 Dr. S. Kuntze.  
 Heft 16. Zähne und Zahnpflege.  
 von Gertraud Kuntze.  
 Heft 17. Bau und Lebenstätig-  
 keit des menschlichen Körpers.  
 von Dr. Christeller.  
 Heft 18. Der Geschlechtstrieb.  
 von Eduard Bernheim.  
 Heft 19. Die Krankenpflege im  
 Hause. von Joh. Ranter-Kam-  
 heim.  
 Heft 20. Die Proletarier-Krank-  
 heit. von Dr. J. Jabel.  
 Heft 21. Atemgymnastik. von  
 Otto Kühle.  
 Heft 22. Haut- und Haarpflege.  
 von Dr. Ebel.  
 Heft 23. Wie hüten wir uns vor  
 Herzkrankheiten? von Dr.  
 Eugen Rehm.  
 Heft 24. Die Hygiene der Arbeiter-  
 wohnung. von Hugo Hillig-Gam-  
 burg.  
 Heft 25. Die Zahmarbeiter des  
 Menschen. von Dr. H. Fischel.  
 Heft 26. Die Krankheiten des Ohres,  
 der Nase und des Rachens.  
 von Dr. Hans Schwerin.  
 Heft 27. Sport und Arbeiter.  
 von Dr. H. Silberstein.

— Jedes Heft kostet 20 Pf. —  
 in besserer Ausstattung 30 Pf.  
**Buchhandlung Vorwärts**  
 Lindenstr. 69 (Laden).

**Porussia Malzbier**  
 ist ärztlich empfohlen für Frauen, Kinder u. Reconvalescenten



**Die Welt in Waffen**  
 Kriege und Kriegsgeschichte der Neuzeit von Hugo Schulz  
 Mit den besten zeitgenössischen Bildern  
 60 Hefte à 20 Pf. Jedes Heft ist reich illustriert

Der Verfasser behandelt in seinem Werke die Kriege des 19. und  
 20. Jahrhunderts von dem Beginn des polnischen Aufstandes  
 und seiner heldenmütigen Volkskämpfe, die die Polen aus der  
 todbringenden Umarmung des russischen Knutentums befreien  
 sollten, bis zu den jüngsten Ereignissen im Balkan, bei denen zum  
 Entsetzen aller Menschenfreunde die Kriegsfurie in all ihrer  
 Scheußlichkeit: Frauenschändung, Ermordung von Greisen und  
 Kindern, seine Wiederauferstehung feierte. Das Werk sollte von  
 jedem nach Aufklärung strebenden Arbeiter gelesen werden. Wir  
 bitten von dem nebenstehenden Bestellschein Gebrauch zu machen.

Der Unterzeichnete bestellt bei  
 der  
**Hauptexpedition des  
 „VORWÄRTS“**  
 SW. 68, Lindenstr. 69

**Die Welt in Waffen**  
 in 60 reich illustrierten Heften zum  
 Preise von 20 Pfennig wöchentlich  
 ins Haus zu liefern.

Name: \_\_\_\_\_  
 Ort: \_\_\_\_\_  
 Wohnung: \_\_\_\_\_  
 (Dieser Zettel kann auch der Botenfrau  
 mitgegeben werden.)



Mehr preussisches Eisen ins deutsche Blut!



Chor der Zuschauer: „Dummer Michel, wehr' Dich doch!“

Uebertrumpft.

Von Vladimir v. Berenstamm.

„Wer bist Du?“ fragte der Gefängnisdirektor und blickte den Arbeiter, den man ihm soeben vorgeführt hatte, streng an. Dieser schwieg finster. Neben ihm stand ein Polizeileutnant mit einem Paket. Ein Schuhmann im Turban guckte durch die Tür des Vorzimmers. Ich sah seitwärts auf einem mit Wachstuch überzogenen Sofa und wartete, bis die Besuchszelle frei war. „Wer bist Du?“ wiederholte der Direktor finster, während er schon im Begriff war, statistische Angaben in das Buch der Arrestanten einzutragen. „Wer sind wir?“ sagte der Arbeiter mit verstecktem Lächeln. „Ja, Du!“ „Wir?“ „Du!“ „Ein Bewohner des Erdballes,“ erklärte der Arbeiter würdevoll. „Darüber habe ich keine Auskunft verlangt. Welchem Stande gehörst Du an?“ „Was ich bin? Was wir sind?“ verbesserte sich der Bewohner des Erdballes. „Ja! Sie, lieber Herr,“ rief der Direktor wütend. „Ich bin ein Revolutionär!“ „Revolutionär? Zeigen Sie mir die Ausweis-papiere, in denen steht, daß Sie Revolutionär sind. Wo sind Sie eingetragen?“ „Ach so—o! Ich — bin Mitglied der perischen sozial-demokratischen Arbeiterpartei. Dort bin ich auch eingetragen,“ antwortete er mit einer Würde, die nicht nur von der Höhe des Erdballes, sondern von der der ganzen Welt zu kommen schien. „Philosophiere nicht! Das ist vollständig überflüssig,“ warf der Gefängnisdirektor befehlend ein, indem er wieder zum „Du“ überging. „Ich habe keine Zeit, mich damit abzugeben. Nicht wahr, Herr Offizier?“ Der Lächeln, der Polignit schraubte. „Den ganzen Weg hat er Dummheiten getrieben,“ sagte der Offizier; „so lange er still war, hielten wir ihn für einen Dummkopf und hätten ihn sicher davonlaufen lassen; später aber haben wir ihn uns genau angesehen und durchschaut. Und bei alledem war er einmal fast weg. Er sprach so lange auf uns ein, bis wir einschließen, und dann trieb er sich in den Waggons herum.“ „Wie wünschen Sie eingetragen zu werden?“ Mit diesen Worten wandte sich der Gefängnisdirektor wieder dem „Bewohner des Erdballes“ zu. — Es ist zu schrecklich, daß mein Schreiber fortgegangen ist, nun muß ich mich allein damit abquälen. Hast Du einen Paf?“ „Wozu brauchen Sie einen Paf, wenn ich selbst da bin?“ „Hör jetzt mal mit Deinen Späßen auf,“ . . . murmelte der Gefängnisdirektor mit müder, gepreßter Stimme. „Ich spaße durchaus nicht; denn wenn ich einen hätte, wäre er mir doch schon längst abgenommen worden.“ „Aber eingetragen mußst Du werden, nicht wahr? Sonst tue ich das niemals selbst.“ „Wissen Sie, Herr Gefängnisdirektor, schreiben Sie so, wie einmal ein Sergeant in meiner Gegenwart geschrieben hat. . . Ein

Schwein, das man in einem Küchengarten erschlagen hatte, war auf die Polizeistation gebracht worden, und der Sergeant mußte nun darüber an seinen Vorgesetzten berichten. Er schrieb folgenden Rapport: „Beifolgend übersende ich ein krepierendes Schwein — Stand unbekannt.“ Sehen Sie, sogar für ein krepierendes Schwein fand sich eine Bezeichnung. Kann man da für einen Menschen nichts anderes ausdenken als einen Paf?“ „Werden Sie jetzt antworten,“ unterbrach ihn der Gefängnisdirektor. „Nein, ich werde nicht antworten. — Sie werden sogar mit Gewalt nichts aus mir herausbekommen,“ erklärte der Arbeiter. „In den Papieren steht auch „der Unbekannte,“ sagte der Schuhmann und übergab das Paket. „Ich habe nun bereits 5 Bagabunden hier, die alle das Gedächtnis verloren zu haben scheinen, denn sie können sich an nichts erinnern. — Ich werde ihn ganz einfach als den „unbekannten Bewohner des Erdballes“ eintragen. Wenn Sie also eine Wittschrift einreichen wollen, unterschreiben Sie gefälligst mit diesem Namen; ich gestatte es Ihnen. Und nun — „Herr Student“, denn Sie glauben doch nicht, daß ich Sie nicht durchschaut habe? — Ein Arbeiter kann die Verhältnisse der Polizei . . . „Na schön!“ unterbrach ihn der Arbeiter, „vielleicht bin ich sogar ein Polizeispähel . . . bin zu Ihnen geschickt, um hier nachzuspiüren . . .“ „Führt ihn ab!“ rief der Gefängnisdirektor, „aber nicht zu den Sozialdemokraten und auch nicht in ihre Nähe.“ „Angeklagt wegen Verletzung des Artikels 91,“ las der Schreiber. „Worin besteht sein Verbrechen?“ „Beleidigung des Schah von Persien in vollständig nüchternem Zustande an einem öffentlichen Orte.“ „Was hat er zu erwarten?“ „Mindestens 8 Jahre Zuchthaus.“ „Sicher,“ sagte der Offizier, „und wenn er auch noch so gut den Schwachsinnten simuliert, dem entgeht er nicht. Im Protokoll steht geschrieben, daß der diensttunende Offizier sogar seinen Mund gerochen und keinen Alkohol gespürt hat. Stellen Sie sich vor, was für ein unverschämter Kerl das ist, stellt sich da in der Schenke vor versammeltem Volke hin und jagt ganz ruhig . . .“ Es waren ungefähr vier Monate vergangen, da erhielt ich aus derselben Stadt einen Brief mit dem Stempel des Staatsanwalts. Ein gewisser Abdul-Mahomet-Ali ersuchte mich, seine Verteidigung zu übernehmen. Art. 91. Sofort nach Empfang der Anklageschrift begab ich mich in das Gefängnis. Sie können sich mein Erscheinen vorstellen, als man mir den „Bewohner des Erdballes“ vorführte. Wir begrüßten uns mit einem Lächeln des Erstaunens, aber als alte Bekannte. „Ergählen Sie mir nur Ihre ganze Angelegenheit.“ „Ganz offen?“ „Ganz offen.“ „Na, dann will ich mal loslegen. Also, drei Genossen von uns waren verhaftet worden. Ausgezeichnete Jungens. . . Es war ungeheuer wichtig, sie zu benachrichtigen, zu warnen. Wer wir

Konnte man eine Zusammenkunft arrangieren? Im Gefängnis gab es keine Einzelzellen. Die einzige Möglichkeit, ihnen etwas mitzuteilen, war, wenn man selbst ins Gefängnis kam. Aber wie das, zum Teufel, anstellen? Es blieb nichts anderes übrig, als etwas zu befehlen, daß einen ins Gefängnis reinbringt, — aber so, daß man auch wieder rauskommen kann.“ „Sie sind denn auch glücklich reingekommen.“ „Na, ich bin reingekommen, jetzt will ich aber wieder raus; es zeigt sich aber, daß das Rauskommen viel schwieriger ist als das Reinkommen.“ „Sie haben sich doch Sozialdemokrat genannt?“ „Das habe ich nur dem Dummkopf, dem Gefängnisdirektor aufgebunden, damit er mich in die Zelle der Sozialrevolutionäre setzt. Und es ist mir auch gelungen. Die Sache mit der Beleidigung habe ich mir selbst zurechtgemacht. Das war so einfach: Außer dem schielenden Wanka habe ich nie jemand beleidigt. Ich äußerte mich also, wie erzählt wurde; die Sergeanten griffen mich schnell auf, halsen mir also noch dabei, zauberten aus einem Nichts eine ganze Majestätsbeleidigung. Jetzt habe ich aber genug, vier Monate habe ich in dieser stinkenden Zelle zugebracht, jetzt will ich wieder in die Freiheit kommen. Mich hält man! Die drei anderen sind schon längst wieder auf freiem Fuße; ich muß leiden!“ „Schön! Wie war denn aber die Sache mit der Beleidigung des Schah?“ „Das war natürlich nur Wuff! Der schielende Wanka hat den Spitznamen „Schah“, es ist schon fast wie sein richtiger Familienname, die ganze Familie wird ihrer Schönheit wegen so genannt, das weiß ein jeder — Wanka habe ich geschimpft. Ich habe ihm ins Gesicht gesagt: „Du bist ein Dieb, kein Schah, ein richtiger Dieb, ein Ausbeuter des Volkes!“ Absichtlich sprach ich laut, weil ein Detektiv in meiner Nähe stand. Man ergreift mich, und ich erkläre auch nicht, auf wenn ich geschimpft habe. Ich schweige. Laßt mich in Ruhe! sage ich. Nun, sie haben mich auch in Ruhe gelassen. — Wir haben keinen zweiten Dieb mit dem Spitznamen „Schah“ in der ganzen Vorstadt. Als ich mich nach dreimonatigem Sitzen über alles informiert und den Genossen mitgeteilt hatte, habe ich endlich den Gendarmen reinen Wein geschmeckt, meinen Namen genannt und ihnen gesagt wer ich sei. Ich erklärte ihnen, daß ich nicht eher sprechen wollte, weil ich fürchtete, man würde bei der Ruther Hausfuchung machen. Wozu die alte Frau unnütz aufregen? Darum habe ich mich auch „Bewohner des Erdballes“ genannt und basta! Nachdem ich den Gendarmen alles erklärt hatte, haben sie auch bald eingeschrien, daß ich ein ganz einfacher glaubwürdiger Mensch wäre. Darauf zog man Erkundigungen ein und dann sagte ich ihnen auch: „Seht Ihr diesen Wanka, mit Beinamen „Schah“, habe ich ausgeschimpft; seht nur die Papiere nach, da werdet Ihr es schon finden. Wegen Diebstahls hat er zweimal im Gefängnis gesessen. Einmal hat er aus der Fabrik Kupfer gestohlen, das zweite Mal hat er eine Zade gemauert. Der Richter hat ihn selbst verurteilt.“ Der Oberst hat so gelacht. „Warum, Du Dummkopf, hast Du das nicht früher gesagt? Jetzt ist das Protokoll geschlossen; Du sprichst zu spät. Für Dich ist es vorteilhafter, wenn man Dich schneller vor Gericht bringt; denn wenn erst eine neue Verhandlung anberaumt wird, vergehen wieder drei Monate, und Du mußt noch länger sitzen. Wenn man Dir die Anklageschrift übergibt, nimm Dir einen Verteidiger und verlange, daß Zeugen aufgerufen werden. Der Oberst wollte mir sogar selbst herausbekommen, aber ich hatte mich zu stark vertheidigt. — Glauben Sie, daß ich herauskommen kann?“ „Haben Sie Leute, die bezeugen können, daß man den schielenden Wanka „Schah“ nennt?“ „So viel, wie Sie wollen.“ „Auch, daß er die Zade gestohlen hat?“ „Alle wissen das.“ „Werden die Zeugen vor Gericht aussagen?“ „Ganz gewiß!“ „Dann seien Sie ganz ruhig, Sie werden befreit werden. Laden wir auch den Gendarmenoffizier vor, — aber bitte reden Sie vor Gericht so wenig wie möglich, — nur den Wanka können Sie noch einmal ausschimpfen.“

Man lud Zeugen, die alles aufklärten. Ueber den Diebstahl des Rades waren sie selbst so empört, daß sie vor Gericht weidlich auf Wanka schimpften, ihn „niederträchtigen Schwindler“ und „stechen Dieb“ nannten. Der Gendarmenoffizier half auch, und der Gerichtshof und die Geschworenen lachten von ganzem Herzen. Und der „Bewohner des Erdballes“ wurde befreit und kam wieder an die freie Luft, unter den unermesslichen Himmel. Der pafte besser für den großen Roman, den er sich beigelegt hatte, als die enge Zelle des Gefängnisses.

Ehrfurcht.

Sie haben uns Ehrfurcht eingebläut. Zuerst mit dem Paket: Duck dich, du Esel! Hoch über dir Chronen Orakel. Die ganze Wunderweisheit der Welt Umloht ihre Köpfe. Drum haben die Macht sie und haben das Geld . . . Selbstverständlich, ihr Tröpfe! Es blinkert und blänkert die Uniform Und hypnotisiert. Einen Tritt in den Hintern! Und ehrfurchtsvoll Dazu salutiert! Es klingeln die Orden wie Schellen im Wind. Schnell auf den Bauch! Und wenn dich die Edlen bespucken, du Kind, Ehrt es dich auch! Weisheit und Tugend hoch über dir! Dann Zubern, Köln, Essen. Kinder des Landes! Nie sollt ihr Die Ehrfurcht vergessen. In jedem Kreisblatt ist es zu lesen: Treu, bieder und brav Regieren uns kluge und höhere Wesen. Glaub's nur, du Schaf!



# Unter Militärdiktatur.

Anlässlich des Verhaltens des Militärs in Javern sagte ein Staatsanwalt unter seinem Eide aus: „Die Soldaten benehmen sich wie die Rosaken in den Straßen Petersburgs.“ Wesen aber die Soldateska fähig ist, wenn sie die Nacht in Händen hat, dafür liefert die Konterrevolution von 1849 lehrreiche Beispiele.

Es war im Mai des Jahres 1849. Die bewaffnete Revolutionäre hatten bei der Nachricht von dem Anrücken preussischen Militärs Dresden verlassen. Das einrückende Militär aber begann seine Tätigkeit mit der Verhaftung und Mißhandlung von Bürgern, die sich in feiner Weise verhalten hatten.

Ein Student der Theologie, Auerwald, pflegte als Krankenpfleger verwundete Barrikadenkämpfer im Hause eines Arztes. Das Militär verhaftete ihn, den Arzt und einen anderen als Pfleger tätigen Studenten. Während des Transports wurden die Gefangenen auf die unglaublichste Weise beschimpft und mißhandelt. Als sie die Wache erreicht hatten und der begleitende Leutnant Holborn dem Hauptmann Meldung von der Arrestierung erstattete, sagte dieser — nach Auerwalds Veröffentlichungen wörtlich — in einem widerlichen Offiziersjargon, halb zum Leutnant, halb zu den Schützen: „Na, Herr Leutnant, schützen Sie sie vor Mißhandlungen, d. h. lassen Sie sie nicht totschlagen. Hätten Sie sie gleich totschlagen, wie Sie sie arrestierten, so hätte ich nichts dagegen, aber nun sie arrestiert sind, stehen sie unter dem Schutze des Gesetzes; also lassen Sie sie nicht totschlagen.“ Mehrere Schützen riefen darauf: „Na, wir nehmen keine mehr gefangen.“ Auerwald schildert weiter, wie die Gefangenen den rohesten körperlichen Mißhandlungen ausgeführt waren, ohne daß der begleitende Offizier nur die geringste Miene machte, sie zu hindern.

Ein anderes Bild entwirft uns der ehemalige königl. Hofkapellmeister Model, der Kollege Richard Wagners. Die Gefangenen waren in die Frauenkirche eskortiert worden. In der Kirche hatten Preußen die Wache. Der erhöhte Chor vor dem Altar bildete die Wachtstube. Die Gefangenen muhten sich in die Kirchenstühle setzen, den Sitz neben sich in die Höhe geklappt, um voneinander getrennt zu sein. Als wir unsere Plätze eingenommen hatten — wir mochten zwischen 300 bis 400 sein —, rief ein Offizier vom Altar aus: „Die Gefangenen dürfen nicht sprechen und sich nicht umsehen. Wer es tut, bekommt den Kolben ins Gesicht. Bei der geringsten Unordnung wird dreingeschossen.“ Man verstand es, uns diesen ständigen Aufenthalt in der Kirche zu einer Hölle zu machen. Zu der körperlichen Pein, in leichter Kleidung und dem kalten Jungwind durch die zerbrochenen Fenster preisgegeben, Tag und Nacht unbeweglich auf dem harten Brett zu sitzen, gestellte sich die noch unbeschreiblich größere all der Auftritte, deren stummer Zeuge man sein mußte. Die Kirche schien als eine Art Ausstellungslokal zu gelten und wurde den ganzen Tag über von Militär aller Grade besucht, von denen die Bescheldenen sich nur an dem bloßen Anblick der Gefangenen genügen ließen. Wehe den Armen, die ihren Platz am Ende einer Bank gefunden hatten. Kein Trupp Besucher durchwanderte die Gänge, ohne nach rechts und links Beschimpfungen und Hausschläge auf das Reichlichste auszuweisen.

Ein Leidensgenosse Models, der Kaufmann Isbarrt aus Leipzig, schildert weiter, wie der ordnungsgemäße, pensionierte General von Berge laut seine Entrüstung darüber äußerte, daß „diese Weibchen nicht gleich niedergeschossen wären.“ „Ihr müßt es jetzt tun!“ rief er. Dabei spie er uns den Speichel in den Mund. Ein anderer Offizier verwandelt hatte, ins Gesicht, und namentlich zwei von uns wurden die Opfer seiner wüsten Wut. Der erste jener Unmenschen war ein anständig gekleideter Mann, der eine Brille trug. Diese schlug ihm der General vom Gesicht weg. Was er zu ihm sagte, konnte ich nicht verstehen. Dem anderen, anscheinend einen Pensionär, schrie er an: „Aber so ein Spitzbubenstück — den nicht gleich auf der Stelle tot zu schießen“ und dabei spie er ihm ins Gesicht und hieb ihm mit seinem Stock in die Augen, daß ihm das Wasser heraussprang.

Uebrigens unterließ es der pensionierte General, dem von den ihn begleitenden Offizieren mit großer Achtung und Aufmerksamkeit begegnet wurde, nicht, ehe er seinen Stock in Bewegung setzte, seinem Führer gegenüber zu bemerken: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, aber ich kann mich wirklich nicht enthalten.“ worauf dieser mit einer Verbeugung und einer Handbewegung antwortete, wie, um zu sagen: „Bitte, genießen Sie sich gar nicht.“ — Nicht vergessen sei es jedoch, daß gleich nachdem dieser schmachbedeckte Greis den Schauplatz seiner Untaten verlassen hatte, ein junger sächsischer Artillerieoffizier in sächlicher Entrüstung mit lauter Stimme aus-

rief: „Der Soldat, der sich an einem wehrlosen Gefangenen vergreift, verflucht sich an der militärischen Ehre.“ — Ob dieser Offizier für den Versuch, Milde und Schonung für die Gefangenen zu erwirken, später nicht ebenso in Ungnade entlassen wurde, wie der Stadtkommandant Generalmajor von Schulz dafür, daß er den Konflikt friedlich beizulegen und den Kampf zu verhindern gesucht hatte, ist mir unbekannt. Die Wirkung jener Worte war nicht von sehr langer Dauer und namentlich die Nacht brachte wahrhaft grauenvolle Auftritte. Es herrschte bereits tiefe Ruhe, als plötzlich hinten im Dunkeln eine Stimme sich erhob und sprach: „Ich habe jetzt genug, ich gehe nach Hause.“ — Der unwillkürliche Lächeln über diesen Einfall eines offenbar Geisteschwachen entschwand jedoch schnell, als ein Trupp unserer Wächter unter wilden Schreien, mit Kolbenstößen und Bajonettschüssen auf den Unglücklichen einrückten. Wir hörten die teuflischen Scherze seiner Peiniger, die dumpf schallenden Kolbenstöße, das kreischende Hülfeschrei ihres Opfers, wie es immer schwächer und schwächer wurde, dann in Schreien und Röcheln überging und endlich, unter den fortgeschallenden Kolbenstößen gänzlich verstummte. „Er ist tot“, flüsterte es durch die Reihen. Von dem Altar aber erscholl wieder die Stimme des Offiziers: „Bei der geringsten Bewegung in den Bänken wird dreingeschossen.“

Dem Chef des Regiments aber, das diese Mißhandlung Wehrloser verübte, dem Grafen Waldersee, schrieb der König von Preußen: „Die Verichte über das herrliche Benehmen der Offiziere und Grenadiere entzücken mich und erfüllen meine Augen mit Tränen. Sie kommandieren wahrlich ein prächtiges Regiment, und ich möchte alle Ihre Leute küssen.“

## Ein treuer Diener.

Sie kennen das Rezept der Neben unseres Herrn Reichskanzlers noch nicht? Aber das ist doch so sehr einfach! Nehmen wir an, er soll zur Javerner Affäre reden. Dann gliedert sich das Wächlein seiner Dozierkunst in folgende drei Kerne: erst erzählt er all das über Javern, was kein Mensch bestritten hat; dann zitiert er ein Wort Bismarcks mit der nötigen patriotischen Sauce und schließlich schimpft er auf die „Herrn von der Sozialdemokratie!“ Das sind die drei gleichbleibenden Teile einer Bethmannschen Rede, wobei Teil zwei und drei manchmal vertauscht werden können. Alle drei Teile aber haben einen besonderen Zweck: der erste den Schein zu wahren, der zweite den, die bürgerlichen Instinkte zu kühlen und die staatsbehaltenden Fähigkeiten von Kaisergeburtstagsfesten in Bravo-Rufe umzusetzen, und der dritte den, das konservative Herz trotz allem Stoll ein klein wenig zu rühren. Der Zweck des Ganzen aber ist, den Reichstag an der Nase herumzuführen.

Sie machen sich ja keinen Begriff, wie leicht es in Deutschland ist zu regieren. Jeder Kriegervereinsvorsitzende könnte es und wahrscheinlich besser als Bethmannchen. Man muß nämlich nur ein paar fettige Patriotensprüche bereit haben — und dann ist alles in Ordnung. Nichts offenbar den politischen Genus besser, als die Durchsicht der Sitzungsberichte dieses Reichstags und die Betrachtung, wo Beifall verzeichnet steht. Nehmen wir wiederum Javern. Hat Herr v. Bethmann ein Wort gesagt, warum nun eigentlich, trotz der nachgewiesenen Fehlsprüche, auf Verurteilung und Revision verzichtet wurde? Warum Herr v. Jagow sich öffentlich als Nichtskönner produzieren durfte? Warum ein Kriegsgericht das Urteil so leichtsin vorzusagen konnte? Woher! Nichts von alledem hat er gesagt, aber er hat von den Heldentaten des deutschen Heeres gesprochen (Bravo!), von dem edeln Entschlusse seiner Majestät, eine „Nachprüfung“ einzutreten zu lassen (Bravo!) und von der ganz unerhörten Bemerkung, der Kronprinz verleihe mit Verfassungswidrigkeit (Bravo! Bravo!). Er hat zwar nicht gemerkt, daß er mit seinem lahmen Aufsatz ausdrückliche befähigte, der Kronprinz habe die Taktlosigkeit seiner Telegramme gehabt, aber er hat das konservative Herz in Wallung gebracht und das nationalliberale Feitzeug auch und hat den Herrn Reich, Dupus: Talmijnker!, so begeistert, daß der Edelmann nur noch „Hepp, Hepp!“ schreien konnte.

Was ist eigentlich dieser Herr v. Bethmann, der so trübseelig an der Spitze des Reiches einherjähliert? Ein Philosoph? Nein, dazu gehörte doch hier und da das Produzieren eines Gedankens. Mit der Hurra-Betonung des Reichsgedankens ist es nicht getan. Ein Staatsmann? Geradezu wenig, denn staatsmännische Leistung ist das noch nicht, wenn man einem fernw-berisppten Reichstag eine Wehrvorlage abringt. Ringen! Mein Gott, das

weiß doch jeder Bürgerliche, daß die berechtigte Regierung nur in Nationalismus zu machen braucht, um jeden gewünschten Soldaten zu „erringen“. Der Kanzler braucht bloß das Wort „Reichsicherheit“ auszusprechen — und jede Summe ist bewilligt. Kein Mensch kann nachweisen, ob das Soldatenspielen in diesem Umfang nötig ist, aber eine antipatriotische Phrase überzeugt jeden. Was also ist das gekünstelte Fragezeichen? Meine Lieben, nichts als der getreue Diener seines Herrn! Ein Diener, ein gehobener Schulpupser, dem höchstens dann ein bißchen Galle zu schwabbeln anfängt, wenn der Sohn seines Prinzipals, der junge Herr, mal angerepelt wird. Er muß sich zwar von dem temperamentvollen Jüngling die derbsten Zurechtweisungen gefallen lassen und darf nicht mucken, aber dennoch „bedi!“ er ihn, d. h. er stellt ihn mit seinen biederen Entrüstungen so bloß wie möglich. Was der Prinzipal macht, das ist gut; was er will, wird ausgeführt. Reichsminister ruf: Recht muß Recht bleiben! und der Prinzipal läßt zu, daß keine Verurteilung eingelegt wird. Der junge Herr jubelt in den Draft: Immer feste drauß! und der getreue Diener puzt mit einer Freudenträne im ehrlichen Auge den Draft weg. O, es ist etwas schönes um solch ein Gemüt, das sich im Staub erniedrigt, den der Herr säbelkassend von den Reichshäufen schüttelt.

Unser Bethmann ist die beste der bisher erfundenen Diktiermaschinen. Er erfüllt die erste Bedingung: das Denken ist ausgeschaltet! Wilhelm II. könnte von einem elektrischen Diktaphon nicht besser bedient werden. Welch vorzügliche Angriffe auf die Sozialdemokratie produziert diese segensreiche Maschine. Der Prinzipal selber kann's nicht besser. Und dabei erzielen beide genau denselben Erfolg: die Sozialdemokratie wächst. Bethmanns Neben sind (ohne das Bild zu weit ausdehnen zu wollen) wie der Dung, der unsere Saaten reifen läßt. Man sollte nicht glauben, daß diese lange, graue Gestalt solch befruchtenden Einfluß habe! Kali ist nichts dagegen! Gott erhalte Theobald noch so lange, bis er uns die nächste Million Stimmen aufgefuchst hat, dann werden wir uns gern verpflichten, ihm ein Gegenstück zu Bülow's Grabinschrift zu geben: Hier ruht ein sozialdemokratischer Kanzler! Er war ein treuer Diener seiner Gegner! Veih.

## Dreckselen.

Durch die bürgerliche Presse ist wieder einmal eine Mitteilung gelaufen, in der das hinterlassene Vermögen Nebels mit drei multipliziert wurde, um bei den unsauberen Plebejern im Publikum eine Veredelung seines reinen Namens zu erreichen.

Wie die Dinge liegen, kann es gar keinem Zweifel unterworfen sein, daß es sich in diesem Fall nicht um einen Irrtum, sondern um ein bewußtes Manöver der Verleumdung handelt. Nichtsdestoweniger würden wir, nachdem die Tatsachen von der Partei richtig gestellt sind, die inferiore Sache auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht einen Beitrag zur seelischen Verfassung des bürgerlichen Philisteriums darstellte, der in seiner Art zwar niederdrückend, aber doch lehrreich ist. Wir haben um so weniger Grund an dieser bissigen Randglosse vorüber zu gehen, als es in diesem Falle die bürgerliche Presse selber ist, die die bürgerliche Schande offenbar werden läßt.

Wenn ein Mensch von frischem Geist und gesunden Sinnen den schleimigen Wurm dieser Kotiz zum ersten Mal durch die gefegneten politischen Gesetze der bürgerlichen Presse kriechen sieht, fragt er sich mit einigem Bestreben: „Ja, was soll das im Grunde? Was hat die Wahrheit etwa einer philosophischen Ansicht mit den Vermögensverhältnissen ihres Urhebers zu tun?“

Der historische Materialismus lehrt zwar, daß die sozialen Klassen eines Volkes von ihren Interessen abhängig sind und jeder Blick in irgend eine politische Tageszeitung befähigt ihn, daß er recht hat, daß aber der höher geartete Einzelne in seinem Denken von wirtschaftlichen oder sonstigen Interessen keineswegs abhängig ist, ist so bekannt, daß beispielsweise Schopenhauer darin geradezu ein Kriterium des reinen unbeschleimten Denkens sieht.

Wenn also die Tatsache, daß Nebel vom Schicksal auch in der bürgerlichen Welt nicht wie ein Stiefkind behandelt wurde, nur dazu angetan ist, die ideale Reinheit seines Denkens in ein um so helleres Licht zu rücken — was soll dann diese Kotiz, die ihren niedrigen Ursprung und ihre niedrigen Ansichten allzu deutlich verrät?

Kommen in diesem Fall vielleicht besondere Umstände hinzu, die das hinterlassene Geld in einem verdächtigen Licht erscheinen lassen?

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind es nicht immer die besten Instinkte, an die in diesen Dingen appelliert wird. Ein Zeugnis fast übermenschlicher Gerechtigkeitssinn ist es schon, wenn Napoleon, der „Tiger wilderster Art“, in Gegenwart gestellt wird zu dem General und Konsul, dem „lichtbeisprenkten Meteor“:

Wo sind die Helden hin, die dir der Nord erstarre?  
Sie lebten alle noch, bliebst du nur von Naparte.  
Fort ist der Menich, fort Religion,  
Zeit er sich nennt Napoleon.

Aber in der Regel wollen die grimmigen Varden des teutonischen Jorns von so zarter Untercheidung nichts wissen, sondern rufen Pech und Schwefel auf die Besiegten von Leipzig herab. Göttergleich klagen sie, daß sich in deutschen Gauen kein Harmodios und Aufigeiton finde, um dem Tyrannen den Tock des Meuchelmords in die Brust zu rennen, und der Pulverbarren, mit dem 1800 die Royalisten den ersten Konful in die Luft sprengen wollten, wird — o fromme Kinderstube Deutschland! — schwärmerisch angelungen:

Als du vor zwölf bis dreizehn Jahren  
Ihn zu verbrennen ausgedarben,  
Abhang der Streich und alles kreute sich;  
Die höllische Maschine schalt man dich  
D könntst du den Unhold jetzt verbrennen,  
Einstimmig würd' Europa dich  
Die himmlische Maschine nennen.

Von echtem deutschem Gemüt geben auch die Verse Kunde, die die Ueberschrift tragen: „Als in einem Kaiserl. Königl. Französischen Militär-Kaschäuflein tote Spulwärmer lagen“:

Wie sie so sanft ruht, diese Würmer,  
Entsetzt gestreckt hin in den Kot!  
O läge hier, statt dieser Würmer,  
Napoleon, der Länderstürmer,  
Samt seiner Vande mausetot!

Und noch lange nicht die stärksten Register zieht die „Schand- und Saimpfode zur Feier der Zernichtungsschlacht am achtzehnten und neunzehnten Oktober 1813“, die den Gefügten folgendermaßen anspricht:

Abkhaun der Menschheit, der mit Schwert und Feuer  
Die Welt durchzog, verbreitend Wut und Weh!  
Brandmar! (I) der Zeiten, Wärrich, Ungeheuer,  
Wie keines war, leins ist, leins sein wird je!

## Die gottlose Köchin.

Was es heißt, wenn ein gutes Mädchen plötzlich den Verleumdungen der Kirchenfeinde verfällt, welche schrecklichen Konflikte das heraufbeschwört, das habe ich jetzt im Hause meiner Tante Irma gesehen.

Diese Tante hat eine Köchin, die das ganze Haus liebt und beschützt, weil sie einfach wunderbar locht, und weil sie ein so „anständiges“ Mädchen ist. Sie hat zwar einen Bräutigam, aber keinen Soldaten oder sonst etwas Wildiges, sondern einen jungen Tischler aus einer Vorstadt, und in zwei Jahren soll geheiratet werden. Mit diesem Bräutigam — den das ganze Haus bislang auch lobte und liebte — ist Verta also am letzten Sonntag ausgegangen, und damit hat das Unglück angefangen, denn dieser Veruchte hat das arme Wesen in eine Versammlung geführt, in der zum Austritt aus der Kirche aufgefordert wurde. Und am Montag erscheint Verta auf dem Amtsgericht und erklärt, daß sie nun zu den Konfessionslosen ginge. Und dann hatte sie die „Stirn“, wie meine Tante sagt, das auch noch zu erzählen.

Der Eindruck dieser Mitteilung war fürchterlich. Das ganze Haus konnte aufgeregt durcheinander, und man wußte nicht recht, ob man sich empören, ob man sich fürchten sollte. Denn dies war ja einfach wie Revolution.

Natürlich wäre das einfachste gewesen, diese Person sofort aus dem Hause zu weisen, und in der ersten Erregung wurde das auch beschlossen. Aber dann erinnerte man sich doch noch rechtzeitig daran, wie dieses Geschöpf zu lochen verstand, wie zuverlässig und ehrlich sie war, und daß ansonsten eine Gesellschaft vor der Tür steht, zu der ein lebendiger Minister kommen will, der ein Freund von Salaten ist. Und dieses konfessionslose Mädchen kann Salate machen, die wahre Gedichte sind.

Man muß sie also nicht vor die Tür. Man deutete ihr nur an, daß man sehr unzufrieden und traurig über diesen Schritt sei. Man malte ein wenig, aber sehr gelinde, das Gespenst der Kündigung an die Wand, und man rückte überhaupt ein wenig von ihr ab.

Trotzdem und trotz der Belohnungslosigkeit schmecken aber die Gerichte, die Verta und auf den Tisch bringt, wunderbar wie nur je, und sie tut überhaupt ihre Arbeit so ruhig, so gelassen weiter, als ob gar nichts geschehen wäre.

Das ist nun einfach eine Gemeinheit von ihr. Würde sie jetzt färrisch, warlete sie uns mit einem feurigen Bekenntnis zur

Revolution auf so könnte man sie doch wenigstens einmal gründlich auskanken. Aber da sie auch nicht die leiseste Handhabe dazu gibt, werden wir uns, im Interesse unseres Wohlbestehens und unseres Namens, wohl damit abfinden müssen, diese Heidin im Hause zu haben und friedlich mit ihr zu leben.

Meine Tante wenigstens ist schon so weit. Sie, die noch vor acht Tagen die Meinung vertrat, eine ordentliche Hausfrau sei auch für das geistliche, geistige und moralische Wohl ihrer Angestellten verantwortlich, meinte heute schon, es sei doch im Grunde gleichgültig, ob man nun protestantische oder katholische Suppen äße. Wer erwachsen sei, müsse selbst wissen, was er zu tun und zu lassen habe. Die Hauptsache wäre, daß Verta in der Wirtschaft ihre Pflicht täte. Außerdem würde sie ja doch bald heiraten, und dann sei ja für uns diese Frage sowieso erledigt. Und wenn sie dann auch noch konfessionslos bliebe und ihre Kinder nicht taufen ließe, so sei das schließlich ganz gut, denn diese Dissidentenkinder aus den unteren Ständen würden wenigstens nicht in Stellungen vorrücken, die ihnen eigentlich nicht zuzümen.

Verta bleibt also und darf für uns und den Minister lochen. Nun sage man mir noch einmal, daß die Frauen der großen Welt rückständig wären.

Ein Herr aus der Gesellschaft.

## Der Sturz Napoleons im Volkslied und Volkswitz.

Vor hundert Jahren sah Deutschland nicht nur viel Blut, sondern auch viel Tinte fließen, denn was das Herz voll war, ging der Mund oder hier vielmehr das Zintensah über. Die Flugblätter, Lieder, Reimerien und Schauer- und Trauerspiele, die sich nach der Leipziger Schlacht mit Napoleons Sturz und dem Vernichtungskrieg gegen die Franzosen befaßten, waren Legion, und ihre Gesamtheit gibt ein nicht ables Kulturbild ab. Freilich waren wohl die wenigsten der damals in Umlauf gelegten Verse Volklieder im eigentlichen Sinne, die auf dem Marsch der Landwehr oder am Lagerfeuer der freiwilligen Jäger zuerst gesungen wurden und deren Verfasser niemand nennen konnte. Die meisten vielmehr wurden als Kunstprodukte von Lehrern, Pfarrern und dergleichen gelehrten Herren aufgestellt und dann in Gestalt von Flugblättern weiterer Verbreitung übergeben — schon ihre gar nicht volksliedmäßige Form deutet auf diese Entstehungsart hin.



Hat Bebel sich etwa auf unlautere Manöver eingelassen? Hat er beispielsweise nach erprobtem bürgerlichen Muster seine parlamentarische Nachstellung mißbraucht, um zu fetten Profiten zu kommen?

Nicht einmal die hartgefochtenen Medaillone der „So si“ können der Zeitgeschichte einen Mann stellen, der diese Behauptung zu verteidigen wagte. Nicht etwa, weil ihn die Röde der Scham hindern würde — o nein! Wohl aber würde er vor den moralischen Ozeanen eine gewisse Edelempfinden, die ihm aus dem ganzen Lager der antihumanen Menschen zuteil werden würden.

Ober war Bebel ein Asket, der öffentlich die großen Heilwirkungen der Armut pries, um dafür heimlich Wein zu trinken?

Wer diese Sorte von Menschen sucht, wendet sich am besten an die christlichen Pfarrer, die von der Kanzel herab die „Welt und ihre Lust“ verkünden, dabei aber höllisch ungemütlich werden können, wenn man ihnen die Gründe und damit die Lust der Welt verkürzen will. Bebel war zu keiner freiwilligen Armut verpflichtet, weil er in der Armut ein schreckliches Unglück sah, das er mit seiner großen Kraft aufzuheben trachtete. Er war zwar ein Freund der Armen, aber er war der geschworene Feind ihrer Armut.

Vielleicht aber lehrte er, daß die soziale Frage durch private Wohltätigkeit zu lösen sei und wäre also verpflichtet gewesen, sich aller Güter bis auf den nackten Lebensunterhalt zu entäußern?

Wiederum mag man sich an die christlichen Herrschaften wenden, die die Wohltätigkeit als ein Heilmittel empfehlen, selber aber in diesem Punkt eine durchaus weise Mäßigung zu bewahren wissen. Bebel vertrat das gerade Gegenteil. Er lehrte, daß die soziale Frage durch private Wohltätigkeit nie zu lösen sei; ganz abgesehen davon, daß die Armen auf Recht einen unverfügbaren Anspruch haben.

Hat er aber die Partei ausgebeutet? Hat er sich in unzulässiger Weise bezogen lassen?

Auch die bürgerliche Presse weiß, daß er das nicht getan hat. Was also steht im Grunde hinter diesem ganzen Wanderver? Das hat die historisch-nationalökonomische Ueberzeugung des Sozialismus mit den privaten Vermögensverhältnissen eines Mannes zu tun?

Man rechnet in diesem Fall mit der schollen Niedrigkeit des bürgerlichen Philisters. In dem dumpfen Geiste des bürgerlichen Philisters vermag nur ein Gedanke zu haften: Geld, Geld, Geld! Einen reinen Menschen, der sein Leben für eine Idee einsetzt, starrt er wie ein fremdes Wesen aus einer anderen Welt an und haßt ihn instinktiv, weil er ihm durch sein bloßes Vorhandensein die Niedrigkeit der eigenen Natur zum Bewußtsein bringt.

Wenn nun einem solchen Philister jemand von einem reinen Idealisten die Kunde ins Ohr raunt: „Er hat Geld verdient,“ dann leuchtet sofort ein schmutziges Verständnis in seinen Augen auf. Nun ist das Bellemende verschwunden, und er vermag die reine Erscheinung in seinen eigenen itäben Dunstkreis hinabzuziehen.

Mit einem verschmitzten Zwinkern läßt er heimlich seinen Nachbar an: „Habt Ihr's gehört, Gewatter? Er hat Geld verdient!“ Nun ist ihnen des Rätsels Lösung klar und zugleich ist das Hohe in der Menschennatur vernichtet.

Weil ihre eigene Seele nur Dreck enthält, vermögen sie auch nur Dreck zu denken und genießen, eine schmutzige Befriedigung, wenn sie ein großes Wollen in ihren Dreck herabgebracht haben.

Es ist vielleicht die ordentliche Seite der menschlichen Natur, mit der wie es hier zu tun haben. Wenn die bürgerliche Presse diese Seite aber immer wieder in Anspruch nimmt, muß sie sie mit einigem Grund bei ihren Lesern voraussetzen.

Und warum sollten wir dann diese Selbstbefriedigung als einen Beitrag zur bürgerlichen Psychologie nicht mit einigen Zeilen festhalten?

## Von deutschen Stoffeln und vom Hohenstoffeln.

Die kleine Komödie, die wir hier darstellen wollen, hat eine Vorgeschichte, die sich nach unserer Kenntnis so abgespielt hat:

Am Hohenstoffeln sollte von einem Freiherrn von Hohenstein, der das private Eigentumsrecht besitzt, ein Steinbruch angelegt werden, der die Schönheit der Landschaft vernichten hätte. Wegen dieses Unternehmens wandte sich der „Kunstwart“, der in sehr verdienstvoller Weise die deutsche Schönheit gegen eigen-

Umsauger, Völlergeißel, Weltzertröter,  
Vn-Kräuterhauptmann, Deneer und Vandit,  
Du menschengeword'ner Satian, Missetäter,  
Wie selbst der Abgrund keinen Iab und sieht!

Du, gegen den, seit über Land und Meere  
Kriege Leiden türmt, Blut der Erschlag'nen rmt,  
Die Lamerlane, Attila, Tibere,  
Caligula und Nero — Engel sind!

Die Höl' ist selbst nicht schwarz genug an Faiden,  
Du mildern dich, Verbrecher, die vor dir  
Durch Denkerheil und auf dem Made starben,  
Sind Ehrenmänner gegenüber dir.

Sie beherzichten, wie man sieht, den kräftigsten „Sauberdenton“ schon recht gut, unsere wackeren Vorfahren von 1818, und es läßt diese Schimpfkanonade durchaus nicht lieblicher tönen, wenn man erwägt, daß dieser hinter dem ungefährlich gewordenen Kaiser hinterdrein schimpfende Tölpel sich ihm vielleicht kurz zuvor in den Laagen seiner Macht in jener händlichen Art angeheimelt hat, die für die deutsche Napoleonverehrung bezeichnend ist.

In Spott und Hohn und Hoh' bekommen auch die Franzosen als Nation ihr Teil ab. Es ist noch eine bemerkenswerte Rowidität, wenn „ein guter deutscher Mann“ in einem fliegenden Blatt aus dem Jahre 1814 die tieferen Ursachen der großen Revolution also enthält:

Als Frankreich einfiel, das schöne Land,  
Sich noch im Flor und Glanz befand,  
Da konnte man, ich muß es sagen,  
Die guten Tage nicht ertragen.  
Draun ging's dem König an's Genid,  
Und es entstand die Republik.

Weißt aber werden in dieser Befreiungskriegsliteratur die Franzosen mit ihrem „Freiheits- und Gleichheitschwandel“ als Räuber, Mörder und Blutsauger angepöbel, als „lieblicher Franzosengewinnlich, voller Lumpen und voll Käus“, als „hinlender Franzosenplunder, als Ungeheuer, Klapperkalangen und Bluthunde, und aller teutsche Verleckerzorn wird gegen die „Wort- und Denker-Neagle“ aufgedoten:

Nieder, nieder mit den Hunden!  
Wütend in die Schlacht hinein!  
Kein Erbarmen sei erfunden,  
Nieder, nieder mit den Hunden!  
Tiger sind wir, wollen's sein!

nüßige Vergewaltigungen schüß. Das war nun aber dem Freiherrn von Hohenstein unangenehm, und er freute sich darum, als ihm ein Eideshelfer erhand. Ein uns unbekannter Herr Nicolai, der bei Cotta „Briefe rund ums Mittelmeer“ herausgegeben hat, schrieb ihm einen Brief, in dem er ihm so ungefähr sagte: „Sie haben vollkommen recht! Kein Mensch würde anders handeln! Solen Sie aus dem ollen Berg nur heraus, was sich immer herausholen läßt.“

Und mit diesem Brief lief der Herr Baron nun in den „Kunstwart“.

„Sehen Sie wohl,“ sagte er zu Avenarius, „so urteilt der bekannte Herr Nicolai, der bei Cotta richtiggehende Bücher herausgegeben hat. Was sagen Sie nun?“

Und nun sagte Avenarius durchaus richtig: „Die Beweisführung dieses Briefes stimmt nicht. Der Herr Verfasser spricht von Bergen, wo ein Steinbruch nicht schadet. In unserem Fall aber würde der Steinbruch die landschaftliche Schönheit morden.“

So weit so gut.

Nun aber fragt Avenarius den Herrn Baron, ob er eine Verpflichtung gegen sein Vaterland anerkenne oder ob er auf ein „derartiges adliges Denken“ verzichten wolle.

Daß Du die Nase im Gesicht behöbst, geschähter „Kunstwart“! Ein Denken, das gemeinnützige Interessen über den eigenen Geldbeutel stellt, nennst Du ein adliges Denken? Das verdient notiert zu werden.

Seit Jahrzehnten lebt der preußisch-deutsche Adel davon, daß er die Allgemeinheit der Nation fürker brandschatzt, als es die Raubritter jemals tun konnten.

Seit Jahrzehnten ordnet er die eigensüchtigen Interessen seiner Klasse den Interessen der Nation in geradezu verbrecherischer Weise über und bringt das deutsche Volk in eine Situation, die notwendig mit einer Katastrophe enden muß — trotzdem aber ist gemeinnütziges Denken ein adliges Denken!

Der preußische Junker ist in der modernen Politik geradezu das Symbol der brutalsten Selbstsucht. Nichtsdestoweniger aber erschauert der bürgerliche „Kunstwart“ in Ehrfurcht vor dem „adligen Denken“? Vor dem Denken der Adligen, die längst zu gemeinen Schnapphähnen herabgesunken sind, sofern sie jemals etwas anderes waren, was immerhin einer sorgfältigen historischen Feststellung bedürfte?

Ist es nicht klassisch, wie hier die deutsche Stofferei am Hohenstoffeln offenbar wird?

## Vom Jahrmarkt des Lebens. Abschied vom Regiment.

Wir veröffentlichen hiermit den allerneuesten Regimentsbefehl, der soeben erlassen worden ist:

Indem ich gitternd, wie ein junges Mädchen, das sein Elternhaus verlassen soll, um dem ungeliebten Manne zu folgen, von meinem treulichen Regiment Abschied nehme, nicht vor meinem Blauäuglein das traurige Gesicht jedes einzelnen der lieben Herren, die in meinem Regiment so freundlich waren, ihre dreijährige Dienstzeit abzudienen. Leider war es mir durch ein bitteres Geschick und die Politik eines nicht näher zu kennzeichnenden Ministers nicht gegeben, an der Spitze meines innigstgeliebten Regiments in die verrotteten Scharen des Erbfeindes einzuhauen, daß das Blut in Strömen sprüht und die Säbel wie Telegraphenfunkeln sprühen. Wer mein Wahlspruch bleibt: Nur immer feste drauß, und mein Busenfreund, der, wie ich mit Stolz bekenne, wie im Ruhstahl spricht, hat zu mir gesagt: Das mühte mit dem Teufel zugehen, wenn wir das saule Pad in Berlin nicht zu einem frisch-fröhlichen Krieg brächten. In dieser Zuversicht lässe ich jeden einzelnen meiner verehrten Regimentkameraden im Geist und unser ruhmbedecktes Banner in Wahrheit und erhebe meine vor Schmerz brechende Stimme zu dem Schwur: Der allpreussische, frische Keutergeist wird bei mir immer mit einem kräftigen Bravo! begrüßt werden, und wenn ich erst mal auf dem Presseball gewesen bin, werden die pöbelhaften Angriffe auf meine telegraphistische Ausbildung schon aufhören. So wie es für den, der mit Leib und Seele Soldat ist, nur eine Freude gibt: Den Säbel heraus und auf das Pad!, so gibt es gegen die Glenden nur eine Waffe: Das Interview! In diesem Sinne, Kameraden: es lebe das Regiment und meine nächste Veröffentlichung! Kein Pardon der deutschen Sprache! Auf zum nächsten Telegraphenamit!

Drauf und dran! Gott läßt den Seinen!  
Und wer fällt, nun gute Nacht!  
Aber leib! preist keinen,  
Wer da wenigstens nicht einen  
Dieser Hunde umgebracht.

Katzenfisch wird jedes Ereignis zwischen dem „Aufruf an mein Volk“ bis zur Verschidung Napoleons nach St. Helena mit einem Kranz mehr oder minder schlechter Verse umrahmt, nicht nur die Schlachten von Auln und Dennewitz, an der Ragbach und bei Leipzig, bei Brienne und Laon, bei Vigny und Waterloo, sondern auch Napoleons Abschied von Fontainebleau und seine Thronentsetzung. Von den Führern der Verbündeten ist allerdings nicht gerade viel die Rede. Der einzige, dessen Bild wirklich im Herzen des Volkes lebte, war V. L. A. C., und ihm gelten denn auch ein paar herzhafte herbe, wirkliche Volkslieder, an denen kein Pfaff und kein Schulmeister gebastelt hat:

A, a, o, der Kape ist wieder da,  
Gleich muß ihm der Schimmel gefaltet sein;  
Kaa Bräuel wiß er reiten ein,  
A, a, a, nun reite nur, ja, ja!

A, i, i, ach, was erblic' ich hie!  
Soll' das des V. L. A. C. Koppe sein,  
So fällt mir dabei Leipzig ein,  
A, i, i, mir wird, ich weiß nicht, wie!

D, o, o, ganz richtig, Herr Kapo,  
Und wenn der V. L. A. C. freiden läßt,  
So sig er nur hüßlich hüßlich,  
D, o, o, ja, ja, mein Herr Kapo!

Dem unpopulären Schwarzenberg wird nur einmal so nebenbei ein flüchtiger Dank ausgedrückt, und auch die Potentaten werden recht stiefmütterlich bedacht: der „Aussenzar, der hebre Mann“ kommt dabei noch besser weg als der angestammte Friedrich Wilhelm III. Desto mehr wird betont, daß der Kampf um die Freiheit geht, um Völkerglück, um die Rechte der Nationen und um der Menschheit heilige Rechte. Auch Deutschlands Einheit wird häufig in den Vordergrund gerückt:

Daß keiner mehr von Hessen, Sachsen,  
Von Preußen sprach' und Oesterreich!  
Wir sind aus einem Stamm gewachsen,  
Sind Deutsche! — sind uns alle gleich.

## Des Zentrums Aufgabe.

Bisher glaubte man allgemein, des Zentrums Aufgabe sei die Bewilligung von Soldaten, Förderung agrarischer und industrieller Schutzzölle, Verwässerung der Sozialgesetzgebung und Unterstützung sonstiger reaktionärer Anschläge. Doch das alles sind nur Aufgaben, die das Zentrum im Nebenamt erledigt; seine vornehmste Pflicht ist es, dem lieben Gott den Aufenthalt in Deutschland schmackhaft zu machen. Wer das nicht glaubt, kann sich in der „Schleßischen Volkszeitung“ belehren. Dieses Zentrumsblatt berichtet über folgende Aeußerungen des Erzprieesters Kapika im Breslauer Zentrumsverein:

„Nous voulons Dieu! (Wir wollen Gott!) Dieses Wort aus einem französischen Liede wollen wir zu unserem Wahlspruch machen. Wir wollen Gott in der Schule, im Gerichtssaal, in der Familie, in der Kirche haben. Trotz ihres schönen Liedes haben die Franzosen überall dort nicht mehr Gott, weil sie nicht ein Zentrum haben. Und lassen Sie einmal unser Zentrum untergehen, dann wird es dem lieben Gott bei uns so gehen, wie den Jesuiten: er wird sich nur noch privatim hier aufhalten dürfen, aber Niederlassungen darf er nicht gründen.“

Der Erzprieester Kapika entwickelt recht feyerliche Auffassungen von der Allmacht Gottes. Denn's aber schon so schlimm steht, kann man begreifen, daß es bei den Wahlen von den katholischen Kankeln schallt: Wählt Zentrum!

## Reformarbeit.

Ein großer Mißstand ist dank der besonderen Gnade Wilhelm II. seit einigen Tagen in der preussischen Arme besichtigt worden. Das Mißfallen aller mit den höchsten Orden Dekorierten hat es seit langem schon erregt, daß sie die an einem breiten Ordensbande schärpenartig getragenen Orden nicht zum Anziersrock tragen durften. Die mit dem Schwarzen oder Roten Adler begnadeten „Ritter“ waren gegenüber den Mittern bloßer „Halsorden“ arg im Nachteil. Denn was nützt es, einen Orden zu haben, mit dem man nur bei feierlichsten Gelegenheiten in der Galauniform paradiere kann? Das wird nun anders werden. Wilhelm II. hat für die Ritter der höchsten Orden „Interims-Deformationen“ genehmigt, die man sogar auf der Hofjagdjuniform in der Höhe des zweiten Knopfes von oben anbringen kann.

Und da wird immer noch fälschlicherweise behauptet, daß die Arme moderner Regungen nicht zugänglich sei. Soweit sich Reformen in maßvollen Grenzen halten, finden sie immer Anklang, und Schritt für Schritt kommen wir zum demokratischen Volksherr. Freilich so umstürzlerische Anträge wie Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit fliegen selbstverständlich in den Papierkorb.

## Ein Vorschlag.

Die Ausschüßungskommission des Reichstages beschloß, die Rischen im Sitzungssaal des Reichstages durch vier Statuen auszufüllen, welche die Kardinaltugenden verkörpern sollen. Dem mit der Ausführung beauftragten Professor Klimsch möchten wir, wenn er in Verlegenheit sein sollte, in aller Bescheidenheit einige passende und dabei zeitgemäße Motive für die Gruppen vorschlagen.

Die Weisheit sollte die charakteristischen Gesichtszüge des Herrn Dr. jur. u. Jagow tragen. Hat er doch durch seine juristischen Darlegungen den Gipfel der Weisheit erklimmt. Der Mut könnte nicht besser wie durch Herrn Leutnant v. Forstner verkörpert werden. Das Standbild der Gerechtigkeit verdient die Gesichtszüge des Kriegsgerichtsrat Medikus. Nur beim Standbild der Wahrheit können uns bedenken. Neben Herrn v. Liebert vom Reichsverband gegen die Sozialdemokratie tauchten in den letzten Wochen soviel Konkurrenten auf, daß wir uns nicht sofort entscheiden können. Vielleicht nimmt man daher an Stelle der Wahrheit die durch General v. Krafft vom Preußenbunde verkörperte Bescheidenheit.

## Unter Kollegen.

Unser Stolz weist nun wieder unter uns, nachdem er wehmützlich in Danzig von seiner Jugend Abschied genommen hat. Die Anwesenheit in Berlin hat sich die „Öffentliche Meinung“, der „Verein Berliner Presse“ zu nütze gemacht und den

Aber in diesen Freiheitssängern fünften und sechsten Ranges, die nicht wie die Arndt, Körner und Schenkendorf den Flammenflug der Muse empfangen haben, sondern ihren Vers schlecht und recht, brav und bieder dahersingen, lebt noch etwas von der Anekdote, die dem Deutschen im achtzehnten Jahrhundert in den Knochen sah. Im Januar 1814 klingt ein Danklied empor:

Deutsche sind wir, wieder unser eigen,  
Unsre Fürsten deutschen Stammes neigen  
Wieder auf uns ihren Hirtenstab.

Ihren Hirtenstab, ach ja! und leben in den Wäldern die Schäferherde, die sie nach freiem und frechem Gutdünken zur Schur und auf die Schlachtkant treiben können. Und daß dieser „Hirtenstab“ elender Potentaten schon zu Anfang 1814 von einem lokalen Unterthanen dankerfüllt angefangen wird, rückt die ganze Befreiungssängerei dieser meist ungelannten und ungenannten Dilettanten in eine Reihe mit jenem Freiheitlied, das der Anekdote abends in der Schenke singt.

## Jeremiade.

Bromberg, welche düß're Kunde  
Dringt von dir ins Land hinaus?  
Aus dem Offizierskafino  
Wurde ein — Gewerkschaftshaus!

Wo sich höchst feudal geräfelt  
Erst die Herrn vom blauen Blut,  
Nacht sich jeso breit und mäfelt  
Die verwünschte rote Brut!

Unerhörte Folge ist es  
Der Lokalabtreiberrei,  
Und aus jedem Junkerherzen  
Klingt ein wildes Wehgeschrei.

Weil man erst sie boykottierte,  
Haben sie das Haus gekauft —  
Wo ist noch ein Patriote,  
Der sich nicht die Haare rauft?



Kronprinzen zum Presseball am 31. Januar eingeladen. Er kommt, um seine Kollegen von der Feder — er hat ein Jagdtagebuch und zwei Telegramme verfasst — auf einige Stunden zu beglücken. Freude herrscht in Israel! Das „Berliner Tageblatt“ wird durch einen Spezialkorrespondenten den geschichtlichen Moment festhalten lassen, wenn Koffe und Kiste — sie üben schon die vorchriftsmäßige Körperverletzung — mit dem Kronprinzen über die kulturhistorische Bedeutung von Glückwunschtelegrammen konferieren.

## Dänische Annäherung.

Preußen ist wieder einmal dank der Aufmerksamkeit seiner Beamten vor der dänischen Gefahr gerettet worden. Ein Herr Sophus Fald aus Kopenhagen wollte in den Vereinen in Røgeklundern und Kurup in Nordschleswig in dänischer Sprache einen Vortrag halten über: „Die Fliegenplage und ihre Bekämpfung“. In einem überaus höflichen Schreiben wandte er sich an den Regierungspräsidenten in Schleswig und bat um die Erlaubnis, die Vorträge halten zu dürfen. Die Antwort kam sofort und lautete mit preussischer Liebenswürdigkeit: „Weheid auf das Schreiben vom 16. d. Mis. Der im Schreiben gestellte Antrag ist abgelehnt.“

Bravo! Eine wahrhaft erquickende Antwort auf die dänische Annäherung. Wollen königlich preussische Fliegen auf dänische Art vernichten. Als wenn wir den Kampf gegen Fliegen und nicht gegen die rote Notte führten. Sollten aber einmal preussische Fliegen überhand nehmen, werden Deutsche Fliegen nach alt-preussischer Sitte fangen.

## Wo das Elend ist!

Wie kamen aus einer Volksversammlung, wo jemand für die Arbeitslosen gesprochen hatte.

„Ja, das ist ganz verkehrt, sagte der Herr Major, bei den Arbeitern, da ist ja das Elend gar nicht, die sollen sich einmal in anderen Gesellschaftskreisen umsehen. Demen geht's gut, denen geht's nur zu gut, das ist ja alles nicht! Denken Sie sich mal einen pensionierten, höheren Offizier. Ja könnte Ihnen ein Liedlein singen, das hat eine ganz andere Tonart. Stellen Sie sich einmal vor, da hat so ein Mann seine zwanzig, dreißig Jahre gedient und eines Tages sitzt er auf dem Pflaster mit seiner schätzbaren Pension.“

„Wie groß ist sie denn?“

„Zumpige sechstausend Mark jährlich.“

„Zunmerhin —“

„Aber ich bitte Sie, ich habe eine Frau, zwei Kinder und zwei Diensthöten, da muß ich doch mindestens eine Sechszimmerwohnung haben, und Wasser kann ich doch auch nicht trinken zum Mittagessen. Glücklicherweise habe ich noch zweitausend Mark Einkommen aus meinem Vermögen, aber was das heißt, mit acht Tausend jährlich leben, davon haben Sie ja keine Ahnung.“

„Das wäre immerhin denkbar, aber ich kenne Arbeiterfamilien, da sind sechs und acht Kinder und noch nicht einmal zwei Tausender jährlich zu verbräuden.“

„Die sind's gewohnt, denen macht das gar nichts, aber unter einer, ich bitte Sie, wo man geistige Bedürfnisse und geistige höhere Interessen — Reden Sie mir nur nicht, wenn Verständnis für die soziale Frage im Volke wäre, dann würde man für uns Versammlungen veranstalten. Da wo die geistigen Interessen sind, da ist die Kultur eines Volkes, wo Kunstbedürfnis ein gesunder Luxus ist, da lebt das höhere Wertgefühl der Nation.“

„Herr Major kennen Sie das Lutherhaus in Wittenberg?“

„Hab ich nie gesehen!“

„Das ist eigentlich schad, es ist so einfach wie etwa heute eine Bauernstube im Schwarzwald, oder eine Bedierwohnung in Schlesien. Aber kennen Sie vielleicht Goethes Gartenhaus?“

„Mir ganz fremd.“

„Sehr bedauerlich; aber da ist ein Zimmer mit einem Tisch in der Mitte, an dem vier Stühle stehen; der ganze Raum mit seinem „Möbelmang“ dürfte nicht besser sein, als die Wohnlichkeit eines Ihrer Diensthöten. Auf diesen Stühlen, um diesen Tisch, in diesem Raum saßen feinerzeit Goethe, Schiller, Herder und Wieland, und zwar oft. Die hatten doch sozusagen auch geistige Interessen.“

„Aber erlauben Sie, rief der Herr Major, wir haben doch auch eine ganz andere Erziehung als diese Herren.“

Fritz Sänger.

## Die Dienstmagd.

Die andern schlafen noch, wenn früh am Tage sie schon bei ihrem Dienst und Werke steht, und schlafen wieder, wenn im Kreis der Plage sie spät zur Nacht die letzte Runde geht.

Und tagesüber kann sie nimmer rasten, denn keiner ist, der ihr die Mühen nimmt. Auf ihre Schultern drücken schwere Lasten, und Lasten, die für andere bestimmt.

Sie muß zum eignen Kreuz ein fremdes tragen, weil über ihr ein zweiter Wille schwebt. Zum Opfer für ein andres Wohlbehagen geschieht, daß sie so Lust als Wunsch begräbt.

Man übersieht ihr unbemerktes Leben und selten ist ein Zeichen, das sie ehrt. Und doch — wer zwiefach Liebe hat gegeben, ist der nicht doppelt eine Krone wert?

Karl Bröger.

## Einigung im Berliner Rohrlegergewerbe.

Der Allgemeine Deutsche Metallarbeiterverband, Verein Berlin und Umgegend, der im Vorjahre aus dem Gesamtverband des Allgemeinen Metallarbeiterverbandes wegen der Treibeisen Wiesenhals austrat und mit dem Deutschen Metallarbeiterverband gemeinsam den für das Berliner Rohrlegergewerbe gültigen Tarifvertrag abschloß, hat in einer gestern in den „Konfordinale“ stattgefundenen außerordentlichen Generalversammlung in geheimer Abstimmung mit 716 gegen 50 Stimmen den Uebertritt zum Deutschen Metallarbeiterverband beschlossen. Dieser erfreuliche Beschluß wurde herbeigeführt durch die Einsicht, daß zur erfolgreichen Vertretung der Arbeiterinteressen die geschlossene Organisation die Vorbedingung ist. Die durch die Krise im Bau- gewerbe verursachte außerordentliche Arbeitslosigkeit der Ver-

liner Rohrleger und Selter stieß an die übertretende Organisation so hohe finanzielle Anforderungen, daß sie diese auf die Dauer nicht hätte erfüllen können. Diese Tatsachen sowie das Entgegenkommen des Deutschen Metallarbeiterverbandes bei den Uebertrittsbedingungen führten den Beschluß herbei. Dadurch sind die jahrelang bestehenden unglücklichen Differenzen zum Nutzen der Arbeiter im Berliner Rohrlegergewerbe beseitigt.

## Choräle im Zirkus.

Einige Hundert Angehörige der besitzenden und zufriedenen Stände versammelten sich Sonntag mittag in dem höchst weltlich und recht klüftig decorierten Zirkus Busch. In einer Pferdebusch- atmosphäre und unter freiem lauten Schellengeläute fand hier eine Sonntagsandacht gegen die Massenflucht aus der preussisch-evangelischen Landeskirche statt. Für die Richtung dieser Kirchenvertreter und ihrer Anhänger ist es bezeichnend genug, daß ein Polizeirat v. Voebell die Versammlung eröffnete und leitete, die nach ihrem ganzen Charakter ganz ruhig auch während der Kirchzeit, statt nach ihr hätte abgehalten werden können. Erst ein Choral unterposaunenbegleitung, dann eine schmerz- und ärgerdurchzogene Ansprache des transzendentalen Polizeirats, ohne Kaiserhoch übrigens, dann wieder Gemeindegelänge, zumeist mit bedeckten Häuptern, und dann ein Vortrag des Pastors Schwarzkopff: „Zu Buße!“, achtungsvoll auch von dem Herrn Polizeileutnant angehört, der an der Spitze einer stattlichen Streitmacht eventuell das Toben der Hölle gegen den Glauben haatshöflich zurückzuschlagen gehabt hätte, wozu es aber in Ermangelung der Teufel der Kirchenaustrittsbewegung nicht kam. Also: „Zu Buße!“ ruft die Massenflucht den annoch Zurückbleibenden zu, und „Frage Dich, evangelisch-preussische Landeskirche, wo hast Du geholt?“ mahnt Herr Schwarzkopff. Aber sofort lehnt er es ab, die Kirchenobrigkeit zu prüfen und läßt es genug sein daran, die Gläubigen zu eifrigerer Glaubensarbeit und auch zu christlicher Liebedätigkeit gegen die große Not in Berlin aufzurufen — aber nicht etwa „dem lauten Schrei der Freiheit“ (worunter wohl der nach Arbeitslosigkeit zu verstehen ist) soll abgeholfen werden, sondern nur „dem stummen Weinen der Witwen und Waisen und der Verlorenen“. Wie sie schon helfen...

Choral. Und dann der zweite Vortrag, Pastor Philipp, der auf dem vortrefflichen Preußentag das absolute Gottesgnadentum feierte, rief hier aus: „Glauben wir an das Evangelium!“ Das Ausschneiden abgestorbener Glieder aus der Kirche, die nur kämpfend sich behaupten könne, erscheint ihm nur als ein Symptom der wahrhaft schlimmen und darum auszurottenden Krankheit des evangelischen Liberalismus, der die Kirche modernisieren, entkirchlichen will! Glaube! Glaube! ruft — urkatholisch! — der Lutheraner Philipp. Durch Glaubenspropaganda, durch Missionsarbeit will er die Ausgetretenen, die man namentlich kennen lerne, zurückgewinnen; wer aber nicht glaubt, sich nicht auf Gnade oder Ungnade dem Heiland in die Arme wirft (!), wie das Kind vom Schranz betas dem Vater (!), der ist hofflos, verloren, der gehört zu jenen, von denen man des Herrn Wort an Gideon sprechen möchte: „Es ist des Volkes noch zu viel!“ Darum: „Glaube! Glaube!“ — Choral. — Aus.

Herr Philipp scheint ein ehrlicher Fanatiker des reaktionärsten Kirchenregiments zu sein. Leider nur ist unsere Zeit nicht mehr die der Torquemadas — und unser Volk, soweit ihm der Glaube abhanden gekommen ist und es in dieser Kirche die Stühle der Reaktion, des Unrechts und der Volkseindlichkeit erblickt, zieht die Herrn Philipp selbst nachgedungen sympathische Konsequenz und geht von dannen!

## Spiel und Sport.

### Die 6. Olympiade 1916.

Ohne Staatsunterstützung sinkt die ganze Veranstaltung auf das Niveau einer gewöhnlichen Privatveranstaltung zurück.

So klagte kürzlich der Präsident des Olympischen Komitees, v. Boddiecki, weil die Budgetkommission des Reichstags die geforderten 200 000 M. abgelehnt hatte. Und damit hatte der ehemalige Landwirtschaftsminister, der jetzt in Sport macht, vollkommen recht.

1916 werden aus aller Herren Länder zum sechsten Male die größten sportlichen „Kanonen“ sich ein Stellweiden geben. Die große Masse des Volkes hat daran nicht viel mehr Interesse wie an hervorragenden Produktionen von Artisten und Gymnastikern, die man sich gelegentlich ganz gern ansieht. Die Zuschauer werden also auf alle Fälle manches Interessante zu sehen bekommen, wie es schon bei den bisherigen fünf Olympiaden in Athen 1896, Paris 1900, St. Louis 1904, London 1908 und Stockholm 1912 der Fall war.

Aber trotzdem 1916 im Grunewald-Stadion nur die Auslese der Besten auf dem Gebiete der Leibesübungen in Konkurrenz treten wird, könnte sich die internationale Arbeiterschaft unter gewissen Voraussetzungen vielleicht doch mit dieser Veranstaltung befreunden! Es ist internationaler Geist, der aus dieser Konferenz des Sports spricht, und große Vorbilder können sehr wohl die Masse des Volkes aufrütteln. Die Begehrlichkeit des arbeitenden internationalen Proletariats nach Kultur und idealer Leibespflege könnte angestachelt werden. Die friedliche Konkurrenz aller Rassen und Nationalitäten untereinander mühte naturgemäß auch den blöden Nationalstolz, die dumme Phrasen vom Erbfeind (usw.) zunichte machen. Es steht also ein kleines Stück internationaler Verbrüderung, ein Quentchen sozialistischer Tendenz in dieser Veranstaltung. Inwieweit in außerdeutschen Ländern dieses gute Motiv maßgebend ist, sei hier nicht untersucht. Uns interessiert zunächst nur, welches Interesse die deutsche Arbeiterschaft an dieser Sache hat.

Während beispielsweise in England und Amerika die Behörden Sportplätze, Spielgeräte, Schwimmhallen und Staatsgelder für das ganze Volk zur Verfügung stellen, ist in Deutschland das Gegenteil der Fall. In unserer „Vater“lande ist die deutsche Arbeiterklasse grundsätzlich nicht nur von jeder Vergünstigung ausgeschlossen, sondern allen Arbeitersportvereinen wird gleichzeitig die Jugend entzogen, die Turnorte werden mit Geldstrafen belegt und sogar ins Gefängnis gesteckt, nur weil sie mit der Jugend üben. Turn- und Sporthallen und -plätze läßt man zu vielen tausenden unbenutzt, während die Arbeiterjugend mit Heißhunger draußen steht und körperlich verkümmert.

Die Arbeiter werden also auch 1916 wiederum die Varias sein, die man von der Million ausschließt, die in Deutschland zusammengebetzelt werden soll.

Aber weiter! Wie mit den Geldern der Kommunen, der Einzelstaaten und des Reiches gewirtschaftet wird, zeigt

die Anstellung des von einer „Studienkommission“ extra aus Amerika herübergeholtens Deutsch-Amerikaners Kraenzlein als Trainer. Ueber die Verwendung der Million wird zwar dasselbe Geheimnis bewahrt wie über die 2½ Millionen des Jungdeutschlandbundes, aber die Frage ist berechtigt: Ist es richtig, daß Kraenzlein jährlich 40 000 M. Gehalt bezieht? Ginzü kämen noch die Reizegelder, so daß dieser eine Trainer bereits zirka 200 000 M. in den drei Jahren kosten würde. Außerdem sind noch Untertrainer angestellt worden, die sicherlich auch noch insgesamt etwa 80 000 bis 100 000 M. kosten werden. Dazu kommt der Generalsekretär der 6. Olympiade, von dem man nicht weiß, ob er ehrenamtlich angestellt ist oder ebenfalls landesgemäß bezahlt wird. Diese „kleinen Anfragen“ sind wohl berechtigt, wenn das deutsche Volk in dieser unerhörten Weise geschröpft werden soll, während man für die Arbeitslosen keinen Pfifferling übrig hat.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß die 6. Olympiade sicher kein Verbrüderungsfest der Nationen werden kann. Der Geist des Jungdeutschlandbundes geht um! Das deutsche Volk muß wieder einmal tief in den Sadel greifen, die „gefüllte Kompottschüssel“ wird hübsch leer gemacht, und wenn dann die großen Tage herangekommen sind, muß das Volk draußen bleiben, weil ihm die Geldmittel fehlen, pro Tag 3—5 M. für Eintrittsgelder zu opfern.

So steht um die 6. Olympiade 1916 im „Deutschen Stadion“ im Grunewald.

### Zusammenfassung.

Nichte 16 gegen Vernau 3:2 für Nichte 16. — Schmargendorf gegen Tempelhof-Mariendorf 7:2 für Schmargendorf. — Derttha gegen Froh und Frei 3:0 für Derttha. — Sperber gegen Sportklub Mahlsdorf 3:0 für Sperber. — Eintracht gegen Friedr. Schilde 2:0 für Friedr. Schilde. — Stralauer Ballspielklub gegen Dichtenberg 2:2. — Nichte 8 gegen Nichte 10 3:2 für Nichte 8. — Nichte 7 gegen Alt-Blindenide 4:2 für Nichte 7. — Adler gegen Union 11:0 für Union. — Rummelsburg gegen Nichte 17 7:2 für Rummelsburg. — Borussia gegen Neuhellas 4:0 für Neuhellas. — Charlottenburg gegen Nichte 12 2:1 für Nichte 12. — N. V. C. gegen Nichte 11 2:1 für N. V. C. — Rummelsburg gegen Alt-Blindenide 5:2 für Rummelsburg. — S. S. V. III gegen S. S. V. II 11:0 für S. S. V. II. — Nichte 11 gegen Schöneberg 3:0 für Schöneberg. — Nichte 3 gegen Wilmersdorf; lamplos gewonnen von Wilmersdorf.

Das Resultat in der vorigen Montagsnummer ist dahin zu berichtigen: Nichte 4 gegen Panfow 6:1 für Nichte 4.

Das Schwimmfest des Kreises I (Provinz Brandenburg) des Arbeiterschwimmerbundes fand gestern bei gutem Besuch in dem Hallenbade in der Gerichtstraße statt. Das Publikum folgte mit lebhaftem Interesse den einzelnen Vorfahrungen. Die Resultate der einzelnen Programmnummern waren folgende:

Wädchenswimmfest 2mal 2 Bahnlängen: 1. Neufölln in 2 Min. 24 Sek. 2. Berlin II in 5 Min. 4 Sek.

Damenreitkampff: 1. Neufölln mit 23½ Punkten. 2. Charlottenburg mit 23 Punkten.

Damenruderwettkampff: 2 Bahnlängen: 1. Fräulein Aufschlau mit 3½ Punkten. 2. Fräulein Boer mit 3½ Punkten. Knabenreitkampff: 1. Neufölln mit 26 Punkten. 2. Charlottenburg mit 21½ Punkten.

Jugendspringen: 1. Bracke, Neufölln, mit 17 Punkten. 2. Nachtigall, Berlin III, mit 15½ Punkten. 3. Köhler, Neufölln, mit 14½ Punkten.

Kreiswasserballspiel: Sieger Grün mit 2 Punkten gegen Weiß mit 0 Punkten.

Jugendstafette: 1. Neufölln mit 2 Min. 58 Sek. 2. Berlin III mit 3 Min. 4 Sek.

Vereinsschwimmfest für Männer: 1. Neufölln mit 65½ Punkten. 2. Charlottenburg mit 57½ Punkten.

Der Kreisstag des Kreises I (Provinz Brandenburg) findet am kommenden Sonntag, den 1. Februar 1914, in Potsdam, im Lokale von Max Hausmann, Kaiser Wilhelmstr. 88, statt. Straßenbahnverbindung dortselbst Linie A bis Lindenstraße.

## Aus aller Welt.

### Friedensarbeit des Blutjaren.

Im verflochtenen Jahre wurden im Reiche des Jaren aller Reußen 115 Todesurteile gefällt und 26 Hinrichtungen vollzogen. Die übrigen Abgeurteilten wurden zu langjähriger, meist lebenslänglicher Katorga begnadigt. Seit 1906 sind in Russland nach offiziellen Angaben (also keineswegs verlässlichen) 8282 Personen hingerichtet worden, und zwar 1906 — 1010 Personen, 1907 — 627, 1908 — 782, 1909 — 548, 1910 — 129, 1911 — 58, 1912 — 108, 1913 — 25. Siebzig politische Häftlinge in den Gefängnissen in diesem Zeitraum zu Tode gemartert wurden und „plötzlich verstarben“, darüber veröffentlicht die Regierung aus naheliegenden Gründen keine Statistiken.

### Fünffacher Mord und Selbstmord.

In Breslau hat in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag der in der Weißbergstraße wohnhafte 48jährige Dachdeckermeister Merz sich selbst, seinen 17jährigen Sohn Reinhold, seinen 13jährigen Sohn Paul, seine 14jährige Tochter Mathilde, seine 49 Jahre alte Schwester, verwitwete Frau Heider, die ihm die Wirtschaft führte, und deren 20jährige Nichte, die Näherin Berenz, durch Leuchtgas vergiftet. Merz war Witwer. Er hatte abends den Gasautomaten im Vorraum der Wohnung und die Verbindungsführen der drei Wohnzimmer geöffnet und sich dann schlafen gelegt. Am Sonntag vormittag entdeckte man die sechs Leichen, deren Tod schon vor fünf bis sechs Stunden eingetreten war. Das Motiv ist unbekannt.

### Kleine Notizen.

Zwei Kinder erstickt. Bei einem Brande in Kottbus sind zwei Söhne eines Gastwirts im Alter von 4 bis 8 Jahren ums Leben gekommen. Die Kinder schliefen in einem Zimmer und haben vermutlich mit Streichhölzern gespielt. Als man die Gefahr bemerkte, war das Zimmer schon total verqualmt. Die Wiederbelebungsversuche waren erfolglos. Gleichzeitig wurde in einem Schrank ein neugeborenes Kind tot aufgefunden, das dort von der Mutter, einem Dienstmädchen, verborgen worden war.

Selbstmord. Am Sonntagmorgen vergifteten sich auf dem Bahnhof in Wolfenbüttel ein 17jähriger Handlungsgehilfe aus Göttingen und ein 16jähriges Mädchen aus Wolfenbüttel. Die jungen Leute hatten die Nacht in Wolfenbüttel verbracht und wollten mit dem Frühzug nach Braunschweig fahren. Im Stationsgebäude trafen sie zusammen. Der junge Mann war sofort tot, das junge Mädchen wurde in bedenklichem Zustand ins Krankenhaus gebracht. Das Motiv der Tat konnte noch nicht festgestellt werden.

Tod eines Fliegers. Der englische Flieger Lee Temple ist gestern nachmittag bei Hendon abgestürzt und hat dabei den Tod gefunden.

Zahlungseinstellung einer französischen Bank. Die in Südfrankreich bekannte Bank Rudes-Gondy hat ihre Zahlungen eingestellt. Die Passiven belaufen sich auf mehrere Millionen Frank. Die Verlusttragenden sind meist kleine Leute und Landbewohner.

Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW 6